

Ich stellte die grosse Falle

Jerry Cotton, #2

by Jerry Cotton, 1922-2015

Published: 1956



Die Stadtpolizisten glaubten zuerst an einen Raubmord, weil der tote Al keinen Cent bei sich trug, aber dann erfuhren sie rasch, als sie sich in der Gegend, in der er wohnte, erkundigten, daß Yersey eigentlich nie Geld besaß. Er hatte die tragische Laufbahn vieler mittelmäßiger Boxer hinter sich. Erst hatte er ein paar Leute geschlagen und sich Hoffnungen auf einen Kampf um die Weltmeisterschaft gemacht. Er wurde einmal, zwei-, dreimal geschlagen, und schließlich diente er nur noch als Kanonenfutter für Anfänger, denn er war ein sicherer Verlierer geworden, dem spätestens in der dritten Runde die Luft ausging und der dann ziemlich einfach umzusäbeln war. Whisky und lange Nächte und vielleicht auch

die Verzweiflung über seine begrenzten Fähigkeiten hatten ihn soweit gebracht. Die paar Dollar, die er damit verdiente, daß er für junge ehrgeizige Männer die unterste Stufe der Leiter zum Erfolg abgab, jagte er durch die Gurgel.

Obwohl also erwiesen war, daß ein Raubmörder an Yersey nur seine Zeit verschwendet hätte, hielt die Polizei an ihrer Version vom Raubmord fest, und sie hatte sogar einen Grund dafür. „Panther“ Al Yersey hatte sich vor Jahren von einer seiner ersten größeren Gagen fünfzehn Anzüge und die dazu passenden Hemden und Krawatten auf einen Hieb gekauft. Diese Anzüge sahen noch heute sehr ordentlich aus, und so wirkte Al immer noch ein wenig wohlhabend. Die Polizei nahm also an, der Raubmörder habe sich täuschen lassen und vom Äußeren auf eine dicke Brieftasche geschlossen. Bei dieser Annahme blieb es, denn sie faßte den Mörder des „Panthers“ nicht und konnte ihn daher nicht über die Richtigkeit befragen.

Zwei Monate später fanden Arbeiter des Tiefbauamtes in einem Abwasserkanal unter der Baiarie Street die Leiche eines Mannes, die, wie der Polizeiarzt feststellte, schon über eine Woche im Wasser gelegen hatte. Die Identifizierung wurde dadurch erschwert, daß auch dieser Tote Kopfverletzungen aufwies, die sein Gesicht nicht erkennen ließen.

Außerdem trug er keine Jacke, sondern nur einen weißen Kittel über Hemd und Hose, so einen Arbeitskittel, wie ihn Wäschereibesitzer zu tragen pflegen, damit ihre Kunden gleich einen Eindruck von der Sauberkeit bekommen, die ihr Unternehmen garantiert. Übrigens stellte sich heraus, daß der Tote tatsächlich der Besitzer einer kleinen Wäscherei war. Sein Frau hatte ihn vor einer Woche der Polizei als vermißt gemeldet. Er hieß Goody Ghose, aber als er noch boxte, wurde er allgemein „Goody, die Gans“ genannt, weil er Plattfüße hatte und so komisch watschelte, wenn er den Ring betrat.

Jawohl, auch Goody Ghose war Boxer gewesen, erst ein Mittelgewichtler, war schnell fett geworden und mußte in der schweren Klasse antreten. Dazu brachte er nicht genügend Dampf in den Fäusten mit, und als er viermal umgehauen worden war, fand Goody den Beruf zu schmerzhaft und hängte die Handschuhe an den Nagel. In gewisser Weise ähnelte die Laufbahn der „Gans“ der des „Panthers“ Al Yersey, aber Goody war ein viel soliderer Mensch als Al. Er hatte seine Börsen auf die Bank getragen, und als er mit dem Boxen Schluß machte, heiratete er und kaufte sich eine kleine Wäscherei und Färberei in der Bowery, einem ziemlich elenden Viertel von New York. Goody Ghose machte dennoch gute Geschäfte, denn die Mode befahl jedes Frühjahr eine neue Farbe, und die armen Italiener- und Puertoricaner-Mädchen, die dort wohnten, besaßen nicht genügend Geld, um jedes Jahr ihre Kleider fortzuwerfen. So ließen sie sie bei Goody einfärben. Er machte das sehr schön, denn er hatte diesen Beruf erlernt, bevor er seine Gastrolle im Boxring gab. Er verdiente nicht übermäßig, aber da er von Natur aus ein zufriedener Mann war, wurde sein gutmütiges Gesicht immer runder.

Goody Ghose hatte das böse Ende, das er so wenig verdient zu haben schien, in seinem Unternehmen ereilt. Die Gewerkschaft der Arbeiter in chemischen Betrieben führte damals einen Streik durch. Goody, stolz darauf, als Unternehmer zu gelten, hatte sich dem Aufruf der Arbeitgeber angeschlossen, keine Lohnerhöhung zu zahlen. Seine vier Arbeiter stellten darauf die Rührhölzer in die Ecke und gingen. Der ehemalige Boxer stellte sich selber an die Färberbecken. Natürlich schaff-

te er die Arbeit nicht allein, so blieb er oft bis in die Nacht hinein in seinem kleinen Betrieb.

Die Mordkommission konnte kaum einen Zweifel daran haben, daß Ghose in seiner Färberei getötet worden war, denn von hier führte der einfachste Weg in den Abwasserkanal.

Wie der oder die Mörder in die Färberei eingedrungen waren, konnte nicht restlos geklärt werden. Ghose Frau gab an, daß ihr Mann nicht sehr ängstlich war und oft, während er arbeitete, das kleine Tor, das auf den Hof führte, nicht abschloß. Außerdem bot die bescheidene Umfassungsmauer, die den Betrieb von der Straße trennte, kein ernsthaftes Hindernis.

Weil sich durchaus kein anderer Grund finden ließ, kam die Mordkommission zu dem Ergebnis, daß Goody Ghose das Opfer eines Raubmordes geworden sei. Daß der oder die Mörder nichts geraubt hatten, lag nur daran, daß Mrs. Ghose die Kasse am Abend mit in ihre Privatwohnung zu nehmen pflegte, die vier Straßen weiter lag.

Freilich, schon vierzehn Tag später brach die Raubmordtheorie zusammen, als die Frühstreife in der Nähe von Podberry Lanes einen grauen Lincoln fand, der falsch parkte. Dem Mann am Steuer konnte aber ein Strafmandat nicht mehr ausgestellt werden, denn er war tot, und er sah nicht anders aus als „Panther“ Al Yersey und „Goody, die Gans“.

Die Identifizierung war diesmal nicht schwierig. Der Führerschein steckte in der Brieftasche und lautete auf den Namen Laraby Pat, und Laraby war zwar keine Berühmtheit am Sporthimmel, aber ein guter Halbschwergewichtler, der immer noch für einen ehrlichen und temperamentvollen Kampf in seiner Klasse gut war.

Es bestand kein Zweifel, daß Laraby von demselben Mann umgebracht worden war, der Al Yersey und Goody Ghose getötet hatte. Schweren Herzens mußte die zuständige Mordkommission ihre Raubmordtheorie fahrenlassen, denn außer dem Führerschein befanden sich in der Brieftasche neben einem Vertrag für den nächsten Kampf achthundertfünfundvierzig Dollar, und der Kassierer der Bank, bei der Laraby Pat sein Konto hatte, bestätigte, daß der Boxer am Morgen vor der Tat neunhundert Dollar abgehoben hatte. In diesem Fall war kein Polizist so kühn, zu behaupten, der Raubmörder habe sich mit fünfundvierzig Dollar zufriedengegeben.

Laraby Pats Tage und Wege vor seinem Tod wurden genau unter die Lupe genommen. Man verhörte jeden Mann, der in den letzten vierzehn Tagen mit ihm zusammengekommen war, und man legte geradezu jeden Schritt fest, den er am Tag vor der Tat gegangen war. Nichts, aber auch gar nichts Ungewöhnliches ließ sich feststellen. Laraby Pat war am Tage vor seinem Tod wie immer um zehn Uhr in die Trainingshalle von Stenton Shine gekommen, der gleichzeitig sein Manager war. Er hatte mit Shine zu Mittag gegessen. Anschließend hatte eine Besprechung mit dem Manager Lesby Firestone stattgefunden über den geplanten nächsten Kampf, und man hatte den Vertrag unterschrieben, von dem eine Kopie in der Brieftasche des toten Pat gefunden wurde. Die Besprechung zog sich bis gegen fünf Uhr nachmittags hin. Die Polizei erfuhr von Stenton Shine und Lesby Firestone, daß man sich dabei auch über die Morde an den beiden Boxern unterhalten hatte, wobei Laraby Pats Behauptung, seiner Meinung nach handele es sich um Racheakte eines im Ring geschlagenen Kollegen, allgemeines Gelächter erntete.

Um fünf Uhr hatte sich Pat von Shine und Firestone getrennt und war in ein Kino gegangen, dessen Vorstellung bis ungefähr sieben Uhr dauerte. Anschließend hatte er bis ungefähr acht Uhr dreißig gegessen. Um neun Uhr begann das Varieteprogramm im „Punching Ball“, einem Lokal, das von einem ehemaligen Weltmeister geführt wurde. Laraby Pat, der schon den ganzen Tag über seinen Wagen bei sich hatte, fuhr vor neun auf dem Parkplatz vor. Er sah sich das Programm an, hockte in der Bar und tanzte von Zeit zu Zeit. Fünfzehn Minuten vor Mitternacht verließ er das Lokal. Der Parkwächter erinnerte sich genau, daß er erstens völlig nüchtern und zweitens absolut allein war. Er wußte noch, daß Laraby gegähnt und gesagt hatte, er sei müde und fahre jetzt sofort nach Hause. Das nächste war dann, daß ihn die Frühstreife um vier Uhr dreißig tot in der Nähe von Podberry Lanes fand, einer Gegend, in der der Boxer weder Bekannte noch sonst Gründe gehabt haben konnte, zwischen zwölf Uhr fünfzehn und drei Uhr, der vermutlichen Tatzeit, nach Podberry Lanes hinauszufahren.

Die Morde an „Panther“ Al Yersey und Goody Ghose waren nicht Gegenstand irgendwelcher Sensationen gewesen. Schließlich waren beide nur mittelmäßige und längst abgetakelte Boxer gewesen. Der Mord an Laraby Pat, der ein bekannter und höchst aktiver Mann war, brachte die Presse auf den Plan, und natürlich gruben sie bei dieser Gelegenheit auch die beiden früheren Verbrechen aus und machten einen Aufwasch davon.

Na, es war nicht sehr freundlich, was die Polizei an Seitenhieben abbekam. Die Zeitungen verstiegen sich zu den verquersten Behauptungen und Vermutungen. Sie stellten Theorien auf, die einfach zum Brüllen waren. *Evening Star*, ein bekanntes Revolverblatt, verdächtigte allen Ernstes eine Gruppe von Senatoren, die sich verschiedentlich für ein Boxverbot an den Schulen ausgesprochen hatte, sie habe den Mörder gedungen, um diesen Sport in unserem Lande abzuwürgen.

Ring frei, eine Sportzeitung, die einen großen Teil ihrer Seiten dem Boxen widmete, wurde sogar pathetisch und schrieb:

Die Polizei läßt zu, daß ein Mann oder mehrere Männer, jedenfalls irgendwer, der das Boxen haßt, die sportliche Blüte der Nation vernichtet.

Nun waren zwar Yersey und Ghose zeitweise ganz gute Boxer gewesen, aber den heruntergekommenen „Panther“ Al und den dick gewordenen Färbereibesitzer Goody als sportliche „Blüte der Nation“ zu bezeichnen, war ein Witz.

Es gab auch Zeitungen, die vernünftig schrieben und andeuteten, man solle die Ursache dieser Morde beim Boxen selbst und bei den Geschäften, die von den Drahtziehern mit dem Boxen und den Bossen gemacht werden, suchen. Leider wußten auch sie nichts Genaueres oder drückten sich aus Angst nicht genauer aus.

Vor wenigen Tagen aber ging ihnen allen, der Polizei, der Presse und allen Leuten, die je in einem Ring gestanden hatten, der Hut hoch, denn es geschah der vierte Mord, und wieder war das Opfer ein Boxer: Harlow Putty, Mittelgewicht, ein verschlossener sehniger Bursche, der das Boxen aufgeben mußte, als vor einem Jahr die Ärzte seine Fingerknöchel, die er sich gebrochen hatte, nicht wieder richtig zusammenflicken konnten. Seitdem war er Bankangestellter, und mit der gleichen verbissenen Verschlossenheit, mit der er im Ring seine Gegner zermürbt hat-

te, kniete er sich in seinen neuen Job, und es sah ganz so aus, als würde er es auch darin zu etwas bringen.

Harlow Putty wurde in seiner Wohnung gefunden. Er lag in seinem Bett, und sein Gesicht war sehr entstellt. Putty wohnte in einem Apartmenthaus, verfügte über zwei Zimmer mit Kochnische und Bad und pflegte bei offenem Fenster zu schlafen. Durch das offene Fenster war der Mörder gekommen. Es gibt eine polizeiliche Anordnung in New York, nach der alle Zimmer eines Hauses einen Notweg zur Feuerleiter an der Rückfront haben müssen. Diese Anordnung hat den Kollegen vom Einbruch- und Morddezernat schon viele Sorgen bereitet, denn bei über fünfundzwanzig Prozent aller Verbrechen, die innerhalb einer Wohnung geschehen, sind der oder die Täter über die Feuerleiter eingedrungen. Über diesen bequemen Weg kam auch der Mörder Harlow Puttys, und auf die gleiche Weise verließ er den Tatort. Die Rückfront des Apartmenthauses blickte auf ein noch unbebautes Gelände, so daß er von hier Entdeckung kaum zu fürchten hatte.

Obwohl sich die Morde alle in New York oder in der nächsten Umgebung abgepielt hatten, ging nach der Tat an Harlow eine Welle von Erregung durch ganz Amerika. Der City Police wurde die ganze Sache zu haarig, und sie fragte höflich an, ob diese Verbrechen, mit deren Ausdehnung auf die Staaten man ja rechnen mußte, nicht eine Sache für das FBI, die Bundespolizei, sei.

Washington informierte den Chef des New Yorker Hauptquartiers, Mr. High, meinen Chef, daß er die Aufklärung der Boxer-Morde zu übernehmen habe. Die Mordkommission der Stadtpolizei lieferte Akten und Beweisstücke bei uns ab, Mr. High führte eine freundliche Unterredung mit Phil Decker und mir, und damit hatten wir die Boxer-Morde in den Händen oder, genauer gesagt, am Hals. Natürlich war uns die ganze Sache nicht gerade neu.

Phil und ich zogen uns mit den Aktenstößen in meine Wohnung zurück. Mr. High hatte uns den ganzen Nachmittag gegeben, und wir machten uns einen gemütlichen Abend damit.

Wir lasen jede Zeile und jedes Wort genau. Wir studierten die Fotos und bemühten uns, jede Einzelheit dem Gedächtnis einzuprägen. Dann tauschten wir die Unterlagen aus und lasen weitere zwei Stunden, nur ab und zu einen Schluck Whisky nehmend oder eine Zigarette rauchend.

Phil ließ als erster die Akte sinken.

„Fertig?“ fragte er.

„ne halbe Seite noch.“

Er steckte sich eine neue Zigarette an und wartete, bis auch ich die Akte zu-
klappte.

„Na?“ sagte er fragend und stieß den Rauch aus.

Ich hatte eine prima Antwort. Ich zog ein wenig die Schultern hoch und sagte: „Tja!“ Und dann trank ich.

Wir FBI-Männer neigen manchmal ein wenig dazu, auf einfache Polizisten herabzusehen, aber die brave Mordkommission hatte sich wirklich keines Versehens schuldig gemacht. Sie hatten alles getan, was in ihrer Macht stand, und es war nicht ihre Schuld, daß sie nichts gefunden hatten.

„Vier Morde, die ganz offensichtlich von dem- oder denselben Männern begangen wurden,“ sagte ich nachdenklich, „müssen ein Motiv haben, nur ist noch keiner bisher darauf gekommen.“

Ich geriet ein wenig ins Dozieren.

„Wenn du deine Erbtante allein beerben willst, Phil, dann mußt du alle Leute umbringen, die sonst eventuell als Erben in Frage kämen. Alle deine Opfer weisen also ein Gemeinsames auf, sie wären alle mit deiner Tante verwandt. Die vier Opfer des Mörders weisen auch etwas Gemeinsames auf. Sie waren Berufsboxer. Also muß das Motiv der Tat in irgendeinem Zusammenhang mit ihrem Beruf stehen. Sie wurden getötet, weil sie Boxer waren.“

„Um Konkurrenten aus dem Wege zu räumen. Gut, das verstehe ich. Aber *Panther Al Yersey* war eine Null, die jeder Anfänger umhauen konnte, *Goody, die Gans* boxte seit Jahren nicht mehr, bei Laraby Pat stimmt deine Theorie, aber bei Harlow Putty stimmt sie wieder nicht, denn er war schon lange Bankangestellter, als er ermordet wurde.“

„Ich habe nicht behauptet, daß die Männer aus Konkurrenzgründen ermordet wurden. Ich habe nur gesagt, daß sie getötet wurden, weil sie Boxer waren oder gewesen sind. Es braucht sich nicht um eine so auf der Hand liegende Sache wie Konkurrenzneid zu handeln, es kann viel komplizierter und versteckter sein.“

„Was?“ beharrte er.

Ja, was? Ich wußte keine Antwort auf diese Frage. Welche Gründe konnte es geben, drei abgetakelte und einen aktiven Boxer zu erledigen?

Ich mußte Farbe bekennen.

„In Ordnung, Phil, ich weiß es auch nicht, aber diese Berichte,“ ich legte die Hand auf die Aktenstöße, „haben sich eingehend damit befaßt, was die Ermordeten vierzehn Tage vor ihrem Tod betrieben haben, aber es steht kein Wort darüber darin, was vorher in ihrem Leben los war. Wir, Phil, werden uns zunächst einmal dafür interessieren, welches Leben die Männer vorher geführt haben. Morgen fangen wir damit an.“

Das Leben eines Boxers besteht im wesentlichen aus den Schlachten, die er im Ring ausgefochten hat. Ich weiß nicht, ob Sie sich für Boxen interessieren, aber vielleicht haben Sie schon einmal von dem „Record“ eines Boxers gehört. Das ist eine Liste, die er führt und in der alle seine Siege und Niederlagen verzeichnet stehen.

Wir gingen am frühen Morgen los, um uns die „Records“ der vier Männer zu beschaffen. Es war ganz einfach. Wir gingen zur Redaktion der Sportzeitung *Ring frei*. Nach einigem Palaver mit Portiers und Sekretärinnen wurden wir an den Archivar verwiesen, einen kleinen spitznasigen Mann mit von Büroluft gebleichter Haut, die eher in die Dachstube eines Dichters als in die Redaktion einer Sportzeitung gepaßt hätte. Er half uns sofort. Mit den Listen gingen wir ins Office.

Sie waren unfreundlich lang.

„Panther“ Al Yersey lag an der Spitze. Er hatte einhundertvierunddreißig Kämpfe ausgefochten, davon hatte er die letzten fünfundzwanzig samt und sonders durch Knockout verloren.

Ihm folgte Laraby Pat mit einundneunzig Kämpfen. Sieg, Niederlage, Unentschieden hielten sich bei ihm die Waage.

Harlow Putty hatte vierundfünfzigmal im Ring gestanden, bevor er sich die Knöchel brach.

Letzter war Goody Ghose mit dreiundvierzig Kämpfen, davon die letzten vier im Schwergewicht.

Alle Boxer hatten im Mittelgewicht angefangen. Yersey, dem es zum Schluß nicht mehr darauf ankam, wer ihn schlug, hatte schließlich in allen Klassen aufwärts gekämpft.

Bei Laraby Pat teilte sich die Anzahl der Kämpfe ungefähr in Mittel- und Halbweltergewicht. Ghose hatte die Mittelgewichtsklasse früh verlassen, rund zwanzig Kämpfe im Halbschwergewicht ausgefochten, dann die vier Kämpfe in der höchsten Klasse. Einzig Harlow war immer Mittelgewichtler geblieben.

Und jetzt versuchten wir festzustellen, wer gegen wen gekämpft hatte, wer wen geschlagen hatte. Wir versuchten, aus den längst vergangenen Ringschlachten Beziehungen herauszufinden, durch die die einzelnen Opfer miteinander verknüpft waren. Natürlich hatten sie auch untereinander gekämpft. Ghose und Yersey hatten ein Unentschieden miteinander. Putty hatte den „Panther“ zum Anfang seiner Laufbahn k.o. geschlagen. Auch die Namen fremder Boxer tauchten in den vier Rekordlisten auf. Wenn man es sich bildlich vorstellte, so war es ein Knäuel von Fäden, das die vier Namen untereinander und mit einer Unzahl anderer Namen verband. Wir versuchten, dieses Knäuel aufzudröseln und aus den vielen Fäden den einen herauszufinden, an dem die vier Toten irgendwie hingen und der dann vielleicht der rote Faden dieser Morde werden konnte.

Glauben Sie nicht, daß das eine einfache Arbeit war. Wir legten lange Listen an. Wir versuchten uns sogar an einer grafischen Zeichnung, und wir beschäftigten uns an die zwanzig Stunden damit. Es wurde schon wieder Morgen, als wir den Namen fanden, den Namen des Mannes, der in allen vier Kampflisten vorkam: Cross Crower.

Unsere Müdigkeit, die bei der eintönigen Arbeit langsam von uns Besitz ergriffen hatte, verflog.

Cross Crower! Al Yersey hatte ihn vor rund drei Jahren in der vierten Runde ausgeknockt. Er befand sich damals schon auf dem absteigenden Ast, aber er gewann von Zeit zu Zeit noch einen Kampf. Von Goody Ghose war Crower etwas später in der ersten Runde umgepustet worden. Laraby Pat hatte ihn in zehn Runden zu einem Bündel verarbeitet, und Harlow Putty hatte ihn kalt und berechnend ausgeboxt. Wir gaben uns damit noch nicht zufrieden. Wir suchten weiter, aber dann stand das Ergebnis fest. Cross Crower war der einzige Mann in den Listen, der nicht nur gegen alle vier geboxt, sondern auch von allen vier geschlagen worden war.

Wir schoben den Papierwulst, den wir inzwischen fabriziert hatten, zur Seite. Phil schnippte seinen Zigarettenrest in den überquellenden Aschenbecher. Er stand auf, um das Fenster zu öffnen. Das Grau des New Yorker Morgens quoll ins Zimmer. Ich löschte die Tischlampe.

„Cross Crower,“ wiederholte Phil den Namen für sich und kam vom Fenster zurück. „Kennst du den Namen?“

„Nie gehört. Scheint keine große Leuchte in seinem Fach gewesen zu sein.“

„Sein letzter Kampf liegt mehr als zweieinhalb Jahre zurück.“

„Er kann gegen andere Leute im Ring gestanden haben,“ warf ich ein.

„Hältst du es für möglich, daß diese Morde aus Rache begangen worden sind? Weil Cross Crower sportliche Wettkämpfe verlor?“

„Ich weiß nicht. Es ist ein Name, der vielleicht eine Beziehung, eine Spur bedeutet,“ antwortete ich.

Um was über Cross Crower zu erfahren gingen wir zum Chefredakteur von *Ring frei*. Er wollte natürlich wissen, was wir vorhätten, aber wir sagten kein Wort. Das machte ihn wütend. Schweigend blätterte er in seinen Unterlagen.

Dann blickte er auf, überrascht und höhnisch zugleich.

„Ich sehe,“ sagte er, „Cross hat zu Lebzeiten gegen die vier gekämpft und verloren. Sie vermuten, er sei der Täter. Aus Rache, nicht wahr?“

„Können wir die Unterlagen haben?“ fragte ich.

Er klappte den Ordner zusammen, schob ihn uns über den Schreibtisch zu. Jetzt grinste er.

„Wahrscheinlich werden Sie ihn jetzt vernehmen wollen, nicht wahr? Viel Erfolg, meine Herren. Viel Erfolg.“

Wir standen auf und gingen zur Tür.

Er sprach immer noch. „Wundern Sie sich nicht, daß ich Sie nicht bitte, bei der Vernehmung dabeizusein? Wäre doch ein gefundenes Fressen für einen Reporter. Nun, ich verzichte darauf.—Warten Sie, ich gebe Ihnen seine augenblickliche Adresse an.—Gehen Sie zum Michigan-Friedhof. Dort finden Sie ihn, aber ich fürchte, er wird auf Ihre Fragen nicht antworten.“

Bums, wir standen an der Tür wie angenagelt.

„Cross Crower kam vor etwas mehr als zwei Jahren bei einem Autounfall ums Leben,“ beendete der Redakteur seinen höhnischen Speech.

Ich behielt meine Ruhe. Ich ging nur auf den Schreibtisch zu und sagte freundlich: »Danke für die Auskunft. Und bitte, lassen Sie es sich nicht einfallen, jetzt einen großen Artikel zu starten, vielleicht mit der Überschrift: Polizei verdächtigt toten Boxer der *Boxer-Morde!* Ha, ha, ha! Ich könnte sonst mal Boxer mit Ihnen spielen. Auf Wiedersehen.“

Wir setzten uns an die Bar des nächsten Drugstore und blätterten in der Archivakte. Es war eine ganze Sammlung aller Artikel, die je über Cross Crower geschrieben wurden, dazu sein Lebenslauf und eine Anzahl von Bildern. Er schien ein netter blonder Junge gewesen zu sein, dem es nicht leichtfiel, für die Bilder das übliche bärbeißige Boxergesicht zu schneiden.

Seine Lebensgeschichte und die Story seiner Laufbahn waren so das übliche. In New York geboren und zur Schule gegangen, fiel er schon in der Schulriege als Boxbegabung auf, und er erkämpfte sich schöne Erfolge als Amateur, wurde Profi und begann eine Karriere, die sich so anließ, daß ihm die Weltmeisterkrone im Mittelgewicht in Reichweite schien. Dann gab es die erste Niederlage, einen Sieg, ein Unentschieden, Niederlage, Niederlage, Niederlage, und er rutschte ab in das große Heer der Boxer mittlerer Qualität. Als er schon ganz unten war und sich ein rundes Dutzend Niederlagen eingehandelt hatte, passierte der Autounfall. Ein knapper Nachruf, und niemand sprach mehr von Cross Crower, bis wir ihn ausgruben.

Phil hatte, während ich las, an seinem Drink genuckelt.

„Na?“ fragte er, als ich die Akte schloß.

„Tot ist er,“ antwortete ich.

„Bestimmt? Ich kenne eine Menge Verkehrsunfälle, die gestellt waren und bei denen ein Mann umkam, der alles andere, nur nicht der Besitzer des Wagens war, obwohl er alle Papiere bei sich trug.“

„Scheint bei Crower nicht zuzutreffen. War kein Unfall mit Sturz in den Abgrund und verbranntem Wagen einschließlich Insassen, sondern ein Zusammenstoß mitten in New York, noch dazu mit einem Omnibus der Stadt. Nein, tot scheint Cross Crower wirklich zu sein.“

„Also ein Irrtum,“ sagte Phil und warf den zerkaute Strohalm fort.

„Vielleicht ist es doch der richtige Tip. Ich lese dir einen Zeitungsartikel vor, der nach seinem vierten Kampf geschrieben wurde.“ Ich schlug den Ordner wieder auf, suchte die Stelle und las vor: „Die Art, in der Crower seinen Gegner zu Boden schmetterte, war überzeugend. Dieser Junge verfügt über eine Mordfaust, gegen die es keine Rettung gibt. Ich fragte mich, ob seine Partner im Ring nicht riskieren, von ihm totgeschlagen zu werden, und ich garantiere, daß wir von ihm und seiner mörderischen Faust in der nächsten Zeit noch eine Menge hören werden.“

Ich sah Phil an.

„Das wurde vor vier Jahren geschrieben. Der Journalist war ein Prophet. Er hat sich nur in der Zeit ein wenig vertan. Der Ausdruck Mordfaust kommt im Zusammenhang mit Cross Crower noch ein paarmal vor. Einige Zeit scheint man ihn sozusagen den *Mann mit der Mordfaust* genannt zu haben, wie Al Yersey der *Panther* genannt wurde oder Joe Louis der *braune Bomber* oder Paolino der *baskische Holzfäller*.“

„Ich verstehe,“ antwortete Phil. „Die Mordfaust. Darum waren die Opfer so zugerichtet, aber die nackte Faust eines Mannes kann einen Menschen nicht so zurecht machen, wie Yersey und die anderen aussahen.“

Ich zuckte mit den Schultern. „Die Ärzte haben festgestellt, daß sie durch Verletzungen des Gesichtes und des Kopfes, herbeigeführt von einem oder mehreren Schlaginstrumenten, gestorben sind.“

Phil wurde ganz aufgeregt.

„Hör zu, Jerry,“ sagte er. „Ich habe eine verrückte Idee. Wenn ich deine Vermutungen richtig verstanden habe, dann heißt das: Irgendwer in New York hält sich für Cross Crower, der längst tot ist, glaubt sich mit einer Mordfaust begabt und zieht aus, um alle die Boxer zu besiegen, die gegen Cross gewonnen haben. Die Psychologen nennen das Ersatzhandlungen, und die Irrenärzte sagen Schizophrenie dazu.“

Ich lachte. „Phil, ich stamme aus Connecticut, und wir hatten weder ein College noch 'ne Irrenanstalt in unserem Dorf, und wenn wir in der Schule etwas verbrachten, dann wurden wir nicht mit Psychologie behandelt, sondern durchgehauen. Aber eines liegt auf der Hand. Solange der Mann nicht gefaßt ist, der die vier Boxer tötete, solange sind alle Männer bedroht, die Cross Crower jemals schlugen.“

„Und?“

„Einen Mörder zu fassen ist die eine Seite unserer Aufgabe. Sein vermutlich nächstes Opfer zu schützen die andere und im Augenblick die dringendere.“

Da wir Crowers „Record“ besaßen, war es ein leichtes, festzustellen, gegen wen er verloren hatte. Insgesamt waren es zwölf Kämpfe. Der Vorsicht halber berücksichtigte ich auch die beiden Boxer, gegen die es nur zu einem Unentschieden gekommen war. Unsere Liste umfaßte dreizehn Namen, davon waren vier Männer tot. Zwei weitere waren eines natürlichen Todes gestorben, und einer befand sich in Südamerika. Blieben sechs Namen, von deren Trägern nur noch fünf

aktiv boxten. Noch am Abend desselben Tages machten sich sechs FBI-Beamte auf den Weg, um diese sechs Männer für den nächsten Morgen zu einer Zusammenkunft in das Hauptquartier des FBI zu bitten.

Als wir, Mr. High, Phil und ich, um zehn Uhr den Raum betraten, in den man die sechs Boxer gebeten hatte, mußten wir alle drei unwillkürlich lächeln. Eine solche Versammlung von breitschultrigen Männern sah man sonst eigentlich nur auf den Tagungen der Schwerathletikvereine. Ein Schwarzer war unter den sechs und ein Mann, der bereits einmal um die Weltmeisterschaft gekämpft hatte.

Ich stellte mich auf das etwas erhöhte Podium, wartete, bis Ruhe eingetreten war, und sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie alle erschienen sind. Es ist eine ziemlich ernste Angelegenheit, wegen der ich Sie bitten ließ. Sie alle wissen, daß im Laufe eines halben Jahres vier Ihrer Kollegen ermordet wurden. Es besteht Grund zu der Annahme, daß sie getötet wurden, weil sie den Boxer Cross Crower im Ring besiegt hatten.“

Durch die Versammlung lief eine Bewegung. Der Schwarze rollte seine Augen und schien nachzudenken.

„Ich sehe, daß Sie sich an alle Ihre Kämpfe zu erinnern versuchen, um zu wissen, ob ein Kampf gegen Crower dabei war. Ich kann es Ihnen sagen. Sie alle haben Cross Crower einmal im Ring besiegt.“

Jetzt lief eine noch stärkere Bewegung durch die sechs. Der ehemalige Weltmeisterkandidat, jetzt Besitzer eines prachtvollen Nachtlokals, rief: „Und warum verhaftet ihr den Burschen nicht?“

„Cross Crower ist seit mehr als zwei Jahren tot.“

Der Schwarze lachte glucksend, verstummte aber sofort wieder, als sei er über sein eigenes Lachen erschrocken.

„Ich sagte Ihnen schon, es bestehe Grund zur Vermutung, daß ein Sieg über Crower heute, nach mehreren Jahren, gefährlich zu werden beginnt,“ fuhr ich fort. „Die Gründe, die uns zu dieser Annahme veranlassen, brauchen Sie nicht zu interessieren. Ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß Sie ab sofort unter Bewachung des FBI stehen. Diese Bewachung wird so durchgeführt, daß Sie nicht behindert werden. Wir bitten Sie aber auch, den Beamten ihre Arbeit nicht dadurch zu erschweren, daß Sie sie abzuschütteln versuchen. Ich stelle Ihnen jetzt die G-men vor, die für den einzelnen eingeteilt sind. Für jeden von Ihnen sind zwei Mann vorgesehen, die sich ablösen werden. Sagen Sie unseren Leuten bitte Bescheid, wenn Sie mit dem Auto irgendwo hinfahren, oder benutzen Sie, wenn Sie in ein Warenhaus gehen, bitte denselben Ausgang, durch den Sie hineingegangen sind und so weiter.“

Ich machte die Boxer mit ihren Beschützern bekannt.

Der Schwarze kam zu mir und fragte: „Hören Sie, ich habe einen Landsitz an der Küste. Glauben Sie, ich wäre dort auch gefährdet? Ich hätte Lust, hinzufahren, bis ihr den Mörder geschnappt habt.“

„Tut mir leid,“ antwortete ich. „Ich weiß nicht, ob Sie an einem Platz außerhalb New Yorks in Sicherheit sind. Wir sind wirklich über das Stadium der Vermutungen noch nicht hinausgekommen und wissen nichts über die Absichten des Mörders, geschweige denn über sein Aussehen oder gar sein Bedürfnis nach Luftveränderung.“ Ich wandte mich wieder an alle: „Wir haben noch eine Bitte an Sie. Geben Sie keine Informationen an die Presse. Sie würden unsere Arbeit dadurch

nur erschweren. Dies ist eine dringende Bitte, und ich wäre Ihnen wirklich dankbar, wenn Sie sie erfüllen würden.“

Es war wieder der ehemalige Weltmeister, der eine Antwort gab. „Ich verstehe!“ rief er in ziemlich gehässigem Ton. „Sie fürchten, wenn die Zeitungen über die Bewachung schreiben, könnte auch der Mörder es lesen. Das würde ihn natürlich davon abhalten, sich an uns heranzumachen. Sie aber hoffen, daß wir den Lockvogel für den Burschen abgeben, damit Sie ihn fangen.“

„Das ist absoluter Unsinn,“ entgegnete ich ruhig. „Ich weiß nicht mal, ob der Mörder lesen kann. Ich bat Sie einfach deshalb, weil es die Überwachung erschwert, wenn Dutzende von Journalisten um jeden einzelnen von Ihnen herumwimmeln. Ich danke Ihnen, Gentlemen.“

Alles andere als gut gelaunt, schoben sich die Boxer aus dem Zimmer, mit ihnen die Beamten, die zu ihrer Bewachung vorgesehen waren. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn.

„Ich glaube, ich habe kein besonderes Talent zum Volksredner,“ sagte ich.

„Es war alles in Ordnung, was Sie ihnen sagten, Jerry,“ lächelte Mr. High. „Ich fürchte nur, Ihrer Bitte in bezug auf die Presse werden sie nicht nachkommen.“

Leider behielt er recht. Schon die Spätausgaben brachten die ersten Berichte unter Schlagzeilen wie:

FBI läßt bedrohte Boxer beschatten!

Oder:

Gefahr für jeden, der gegen Cross Crower kämpfte!

Die Telefonzentrale erlebte einen Ansturm von Anrufen, die Sensationswogen gingen hoch.

Natürlich hatte der ehemalige Weltmeister gar nicht so falsch geraten, als er uns verdächtigte, wir würden ihn und die anderen als Lockvögel gebrauchen. Es stimmte zwar nicht im Motiv, aber in der Sache. Wir hielten diese Leute für gefährdet und schützten sie. Wenn sie dennoch angegriffen wurden, so bestand natürlich Aussicht, daß wir den Angreifer fingen. Unsere Leuten hatten die Anweisung, die Beschattung möglichst unauffällig zu gestalten, und wir hatten im Hauptquartier einen Alarmdienst eingerichtet, bei dem sich entweder Phil oder ich ständig in Reichweite des Telefons aufhielt.

Wir erlebten außerdem in den nächsten vier Tagen und Nächten insgesamt neun Alarmierungen, die erfolgten, weil unseren Bewachern in der Nähe unserer Schützlinge irgendwelche Leute als verdächtig erschienen waren. Fünf davon nahmen wir vorübergehend in Haft, aber alle stellten sich als völlig harmlos heraus.

In der fünften Nacht nach dem Beginn der Überwachungsaktion hatte ich Dienst. Ich hatte auf der Couch in meinem Dienstzimmer geschlafen, war um sieben Uhr aufgestanden, war hinuntergegangen in die Duschräume und hatte mir aus der Kantine ein Frühstück mitgebracht.

Ich kaute auf meinem Brötchen herum, als das Telefon klingelte. Am anderen Ende der Strippe war das 15. Revier, das ein Viertel in der Bowery betreut. Der Mann, der mich anrief, schien ein reichlich umständlicher Bursche zu sein, denn er vergewisserte sich erst, ob ich der Bearbeiter der Boxer-Morde sei.

„Wir hatten einen Mord heute nacht im Bereich unseres Reviers, Sir,“ meldete er dann.

Ich schluckte den Brötchenbissen, den ich im Mund hatte, unzerkaut hinunter.

„Los, berichten Sie!“ fauchte ich.

„Es steht mir ja kein Urteil zu, Sir«, stotterte der Polizist, »Aber ich finde, es sieht eigentlich sehr nach einer Tat des Boxer-Mörders aus. Sein Kopf... ist nämlich... furchtbar verletzt.“

Ich griff mit der linken Hand schon nach meiner Jacke.

„Die Adresse?“ rief ich.

„143. Straße, Haus Nummer 17.“

Ich feuerte den Hörer auf die Gabel und hetzte los. In der Tür stieß ich mit Phil zusammen, packte ihn am Ärmel und zog ihn mit.

„Wenn dieser Revierhauptling nicht Kohl erzählt hat,“ unterrichtete ich ihn, „dann hat unser Killer erneut zugeschlagen.“

Wir rasten die Treppen hinunter.

Für einen armen G-man leiste ich mir einen ziemlichen Luxus. Ich besitze einen roten Jaguar-Sportwagen, der so ziemlich alles an Autos schlagen kann, was in New York auf vier Gummirädern herumsaust.

Der Pförtner öffnete das Haupttor, während wir noch über den Hof liefen. Ein Druck auf den Knopf, der Motor brummte auf, Gang rein, Fuß aufs Gaspedal, Sirenenschaltung eingelegt, und wie eine befreite Wildkatze federte der Wagen aus der Garage. Mit quietschenden Reifen radierten wir über das Hopfplaster in die Linkskurve zum Tor hinaus und sofort in die Rechtskurve auf die Straße.

Ich kenne New York wie meine Westentasche. Verbinden Sie mir die Augen, fahren Sie mich kreuz und quer durch die Stadt und stellen Sie mich nachts auf irgendeiner Straße ab, ich sage Ihnen, wo wir uns befinden.

Obwohl ich den Jaguar scheuchte, so gut es ging, brauchten wir doch fünfzehn Minuten bis in die Bowery. Die 143. Straße war eine der wenigen erfreulichen Straßen dieses Viertels. Sie lag ganz draußen und war erst neuerdings angelegt worden. Links und rechts war sie mit diesen komischen Holzhäusern bepflanzt, die man bei uns in den Staaten beim Versandgeschäft bestellen kann. Zehn Tage nach Absendung der Bestellung kommt ein großer Laster, bringt sechs Burschen und eine Masse vorgefertigtes Zeug mit, und wenn die Burschen sich am Abend trolchen, steht das Haus da.

Genauso ein Haus war Nummer 17. Holz, weißer Gartenzaun, Rasen im Vorgarten, drei Steinstufen zum Eingang.

Zu der Sirene drückte ich auf die Hupe, damit diese Menge von Neugierigen endlich auf die Seite ging. Es gab eine ganze Anzahl von Polizisten, auch mehrere Wagen der Mordkommission der City Police of New York. Reporter hatten sich auch eingefunden, und einer von ihnen blitzte uns.

„Laßt den Unsinn, Jungs,“ knurrte ich und schob ihn zur Seite. Ich las den Namen am Briefkasten, als ich durch die kleine Zauntür den Vorgarten betrat:

Lewis Neston.

Der Tote lag im Vorgarten, nahe den drei Stufen, die zum Haus hinaufführten. Eine Anzahl Leute von der Mordkommission standen herum, darunter Lieutenant Brack, der der stellvertretende Leiter war.

„Hallo, Cotton!“ begrüßte mich Brack. „Wir haben noch nicht viel unternommen. Wenn es ein *Boxer-Mord* ist, steht Ihnen die Leitung zu, und wir wollen Ihnen nicht ins Handwerk pfuschen.“

„Ist es einer?“

Der Lieutenant zuckte mit den Schultern. „Ich denke, ja, aber sehen Sie sich ihn selber an, und entscheiden Sie dann.“

Sie hatten den Toten zugedeckt. Jetzt bückte sich einer der Beamten und schlug die Decke zurück. Ich hatte die Fotografien der anderen Opfer gesehen. Es war ein „Boxer-Mord“, wie Brack es genannt hatte.

„In Ordnung, Brack,“ sagte ich. „Ich fürchte, es schlägt in unser Ressort.“

Wir bekamen sehr rasch ein Bild davon, wie die Tat geschehen sein mußte. Zwei Schritt vor den Stufen zum Haus stand ein großer Wacholderbusch. Dahinter hatte sich der Täter verborgen. Der niedrige Gartenzaun bot kein ernsthaftes Hindernis. Er hatte gelauert, bis dieser Mann, Lewis Neston, nach Hause kam, hatte ihn angefallen, wahrscheinlich von hinten, denn keiner der Nachbarn hatte einen Schrei gehört. Der erste Schlag schon mußte den armen Burschen ohnmächtig gemacht haben, und es blieb die grausige Gewißheit, daß der Killer seinen bestialischen Mord an einem Wehrlosen begangen hatte.

Wir fanden eine Spur, zum erstenmal eine gewissermaßen persönliche Spur des unheimlichen Mörders. Hinter dem Wacholderbusch fanden sich Eindrücke zweier Füße in dem weichen Gartenboden, nur diese zwei Eindrücke, als habe der Mann vom Kiesweg aus einen Schritt hinter den Strauch getan und sich dann nicht wieder gerührt. Bracks Spurenexperte fertigte zwei saubere Gipsabdrücke an.

Wir aber, nachdem wir sicher sein durften, daß nichts in der Nähe der Tatstelle unserer Aufmerksamkeit entgangen war, machten uns daran, uns ein Bild von dem Leben und der Art des Lewis Neston zu verschaffen. Wir verhörten dazu die Nachbarn. Es dauerte bis in den Abend hinein, und das Interessanteste, das wir dabei erfuhren, war im Grunde genommen, daß es im Leben des Mannes nichts Interessantes gab.

Er war Angestellter einer Speditionsgesellschaft gewesen, zweiunddreißig Jahre alt, unverheiratet, sehr fleißig, sehr sparsam, sehr zurückgezogen lebend. Das Haus hatte er vor einem halben Jahr bezogen. Dreimal in der Woche pflegte er spät nach Hause zu kommen, denn an zwei Abenden führte er kleinen Geschäftsleuten die Bücher, am dritten kegelte er in einem Gesellschaftsclub. Er sammelte außerdem Briefmarken und war ein sehr guter Gärtner, aber eins war er mit Sicherheit nicht gewesen: ein Boxer. Seit er von der Schule abgegangen war, seit seinem achtzehnten Lebensjahr also, arbeitete er im Speditionsfach und hatte nie in einem Ring gestanden.

Im allgemeinen hat man die Vorstellung, daß die Polizei nach einem Verbrechen eine fieberhafte Tätigkeit entfaltet. Ich hätte mich ja gern fieberhaft entfaltet, wenn ich nur ungefähr gewußt hätte, in welche Richtung.

Wir fuhren langsam in meinem Jaguar zurück.

Um uns brodelte New Yorks Abendverkehr. Hunderttausende von Leuten, die nach der Arbeit ihren Wohnungen zustrebten, um sich auszuruhen, oder irgendwelchen Lokalen, um sich zu vergnügen. Ich hatte die Vorstellung, daß unter diesen Hunderttausenden, ja Millionen ein Mann herumliefe, der eine Serie von Verbrechen auf dem Kerbholz hatte, der vielleicht schon das nächste vorbereitete. Die Vorstellung wurde fast zur Zwangsvorstellung. Ich blickte die Menschen auf den Bürgersteigen an, als könnte ich ihn unter ihnen herausfinden, bis ich mich selbst dabei erwischte und wieder wütend auf die Fahrbahn sah.

Phil saß neben mir und rauchte. Er sprach nichts und feuerte nur einen Zigarettenstummel nach dem anderen hinaus.

Wir brachten den Wagen in den Hof des Distriktgebäudes und bummelten zu Fuß nach Hause.

Ich machte meinem Herzen Luft.

„Ich habe ungefähr so ein Gefühl,“ sagte ich, „wie ein Mann, dem ein Mädchen alle Hoffnungen gemacht hat. Am anderen Tag dann sieht er sie im Arm eines anderen. Der Mann, den wir suchen, tötete vier Boxer. Wir fanden, daß es Berufssportler waren, die alle einen bestimmten Berufsboxer geschlagen hatten. Damit glaubten wir, das Motiv der Taten zu haben, und jetzt fällt ihm ein fünfter Mann zum Opfer, der wahrscheinlich nicht einmal wußte, daß ein Ring viereckig ist.“

„Ich denke, wir sollten die Theorie aufgeben, daß der Killer nur Boxer tötet,“ sagte Phil unzufrieden. „Warum nehmen wir nicht an, daß es sich um eine dieser krankhaften Naturen handelt, die töten um des Tötens willen? Es wäre schließlich nicht der erste Fall in der Kriminalgeschichte. Daß ihm zunächst Boxer zum Opfer fielen, war ein Zufall.“

Wir hatten meine Wohnung erreicht, ich schüttelte den Kopf.

„No, Phil, ich halte es für umgekehrt richtig. Daß ihm ein Mann zum Opfer fiel, der kein Boxer war, das ist ein Zufall. Irgendwie hat unser Geheimnisvoller Beziehungen und Verbindungen zu den Leuten, die sich damit ihr Geld verdienen, daß sie andere Leute verprügeln. Wir werden in dieser Richtung weitersuchen.“

Ich gab ihm die Hand, wünschte ihm eine gute Nacht, und wir trennten uns.

Ich kam am anderen Morgen früh in mein Büro, aber Phil war schon da. Er saß am Schreibtisch und drehte einen weißen Gegenstand in den Händen.

„Hallo, Jerry,“ grüßte er. „Wenn diese Spuren tatsächlich von dem Mann stammen, der Neston und alle anderen tötete, dann kann der Killer nicht ein so riesenhaftes Ungeheuer sein, wie die New Yorker es sich vorstellen.“

Ich warf den Hut an den Haken, nahm den zweiten Gipsabdruck der Fußspuren aus dem kleinen Garten in der 143. Straße.

„Das technische Labor hat bereits einen Bericht dazu geliefert,“ fuhr Phil fort. „Hier ist er. Der Bursche hatte Schuhgröße einundvierzig. Die Schuhe waren in schlechtem Zustand, die Absätze stark schief, die Sohlen an zwei Stellen durchlöchert. Ich frage mich, wie die Burschen vom Labor das herausbekommen haben. Ich kann an dem Abdruck nichts erkennen.“

„Einundvierzig,“ murmelte ich nachdenklich. „Eine kleine Nummer für einen Mann, dennoch ist er fähig zu Mordtaten.“

„Immer noch bei Cross Crows?“ fragte Phil und zog die Augenbrauen hoch.

Bevor ich antworten konnte, läutete das Telefon. Ich nahm ab. Mr. High war am Apparat.

„Guten Morgen, Jerry“, sagte er. »Ich habe Besuch hier, der sich über Sie beklagt. Ein Mr. Taylor.“

„Tut mir leid, Chef. Kenne ich nicht.“

„Er ist Chefredakteur der Sportzeitung *Ring frei*. Sie hätten ihn bedroht, behauptet er.“

Ach so, es handelte sich um den Journalisten, der uns mit Material über Crower und die anderen versorgt hatte und dem wir so schnöde die Gegenleistung versagt hatten.

„Vielen Dank, Mr. High. Ich komme gleich rüber.“

Ich ging ins Chefbüro im ersten Stock. Der kleine spitznasige Mann saß vor Mr. Highs Schreibtisch und musterte mich ziemlich feindlich, als ich eintrat.

„Sie kennen sich ja,“ sagte Mr. High. „Also, Jerry, Mr. Taylor behauptet, Sie hätten ihn arglistig hintergangen und sogar bedroht.“

„Okay, Chef,“ antwortete ich. „In gewisser Hinsicht stimmt es, wenn man zimperlich ist. Falls es Mr. Taylor befriedigt, entschuldige ich mich bei ihm. Entschuldigen Sie also, Mr. Taylor.“

Der Redakteur fuhr aus seinem Sessel hoch.

„Vielen Dank,“ fauchte er. „Natürlich ist die Sache für Sie damit erledigt. Eine Entschuldigung kostet ja nichts, aber wissen sie, was es mein Blatt gekostet hat, daß ich mich von Ihnen habe einschüchtern lassen? Ich habe die Cross-Crower-Geschichte nicht veröffentlicht, weil Sie es wollten, obwohl ich sie früher in der Hand hatte als alle anderen Zeitungen. Ich war fair, aber Sie waren nicht fair, denn Sie haben die Veröffentlichungen anderer Zeitungen nicht verhindert. Alle Zeitungen haben über Crower geschrieben, nur *Ring frei* nicht. Als wir endlich damit herauskamen, waren wir längst überrundet.“

Ich hatte mir den Journalisten, während er tobte, sehr genau angesehen. Gut, der Bursche war einer dieser elenden Zeitungsschreiber, aber einiges in seinem Gesicht gefiel mir. Er machte irgendwie den Eindruck, als könne man sich auf ihn verlassen. Ich ließ ihn sich austoben, zog mir in Ruhe einen Sessel heran, und als er sich endlich wieder setzte, hielt ich ihm eine längere Rede.

„Hören Sie, Taylor, ich brauche einen Mann, der im Boxgeschäft ganz genau Bescheid weiß, und zwar nicht nur, wie es zur Zeit läuft, sondern alles kennt, was in den letzten fünf Jahren darin passiert ist. Der Mann muß jede Beziehung der einzelnen Leute untereinander kennen. Er muß genau wissen, welche Manager die Fäden in der Hand haben und wer der Mächtigste unter ihnen ist. Sind Sie der Mann, Taylor?“

Er hielt den Blick auf den Boden gerichtet.

„Ich soll Ihnen helfen?“ fragte er.

„Genau, aber Sie brauchen es nicht umsonst zu tun. Wenn wir den Mörder gestellt haben, dann erhielte Ihre Zeitung eine Exklusivreportage, die den Crower-Verlust wettmacht.“

Sein Kopf fuhr hoch. Er lächelte, aber sofort wurde sein Gesicht wieder ernst.

„Nett von Ihnen, Cotton,“ sagte er, „aber das ist kein Job für mich. Ich habe eine Frau und zwei Kinder.“

„Ist die Beratung der Polizei in Sportfragen so gefährlich?“

„In diesem Sport, ja! Denn dieser Sport ist außerdem ein Wespennest.“

„Wieso?“ Diese Zwischenfrage stellte Mr. High.

Taylor wollte offensichtlich nicht mehr antworten. Nervös trommelte er mit den Fingern auf der Sessellehne.

„Mag sein, daß es höchste Zeit wird, in dieses Wespennest zu stechen,“ sagte er, „aber ich bin nicht der Mann dazu, es zu tun. Trotzdem will ich Ihnen helfen. Ich habe einen jungen Burschen in der Redaktion der Zeitung, Robert Trown. Er macht die kleinen Berichte über Amateurrkämpfe und so weiter, aber der Junge hat Ehrgeiz und die Nase tief in Dinge gesteckt, die ihn nichts angehen. Vor ein paar Monaten kam er mit einer fertigen Reportage über die Drahtzieher im Boxgeschäft zu mir. Ich habe ihn hinausgeworfen, obwohl bestimmt neunzig Prozent der Dinge, die er berichtete, Tatsachen waren. Ich konnte es nicht riskieren, daß die Redaktion des *Ring frei* Feuer fängt, daß unsere Zeitungsboten zerhauen werden und daß der verantwortliche Redakteur, nämlich ich, an Bleivergiftung stirbt. Trown ist jung. Vielleicht riskiert er es, mit Ihnen zusammen gegen die Manager zu ziehen. Vom Boxen und von den Hintergründen weiß er sicherlich mehr als ich. Aber ich sage es Ihnen gleich. Seine Aussichten, mit heiler Haut davonzukommen, sind schlecht. Selbst Ihre sind nicht gut, aber Sie können wenigstens zurückschießen. Er jedenfalls ist mit Sicherheit geliefert, wenn bekannt wird, daß er der Lieferant des Materials ist.“

„Okay, ich denke, er wird nicht gleich umgebracht werden, wenn ich mich ein wenig mit ihm unterhalte. Kann ich ihn sehen?“

Taylor stand auf. „Gegenüber unserer Redaktion ist ein kleiner Drugstore. Wenn Sie mitkommen wollen, können Sie dort auf ihn warten. Ich schicke ihn.“

Ich sah Mr. High an. Der Chef nickte. Er war einverstanden. Wir verabschiedeten uns.

Eine halbe Stunde später saß ich in dem Drugstore und wartete auf Robert Trown. Ein großer, hellblonder Mann von ganz schöner Schulterbreite trat an meinen Tisch. Er mochte siebenundzwanzig oder achtundzwanzig Jahre alt sein.

„Mr. Cotton?“ fragte er. „Ich bin Robert Trown.“

„Hat Ihnen Mr. Taylor gesagt, worum es sich handelt?“

Er setzte sich und nickte.

„Hat er Ihnen auch gesagt, daß Sie sich dabei die Nase verbrennen können?“

Trown lachte. „Das sagte er schon vor Monaten, als ich mit meinem Artikel bei ihm anrückte.“

„In Ordnung, Trown. Um es kurz zu machen: Ich will Hintergründe kennenlernen.“

Ich bot ihm eine Zigarette an. Er dankte und lehnte sich zurück.

„Es gibt drei Männer in der Bowery. Sie machen das Geschäft. Ihre Namen: Stenton Shine, Lesby Firestone, John Goodman. Sie betreiben in der Bowery sogenannte Sportschulen. Sie gehen durch die Straßen und sehen den Schuljungen bei den Raufereien zu. Sie stehen am Rande, wenn junge Männer Kisten verladen. Sie bummeln über die Hafenkais, die Zigarre im Mund, und beobachten die Hafearbeiter. Und manchmal nehmen sie die Zigarre aus dem Mund, klopfen so einem Burschen auf die breite Schulter und knurren: ›Hallo, Boy, denke, du bist zu schade für diesen Job. Komm zu mir, ich mache einen erstklassigen Fighter aus dir.‹ Der arme Bursche vom Hafen oder von der Straße sieht seine Chance. Was

schert ihn der Fetzen Papier, auf dem er unterschreibt, daß sein Gönner das Recht auf sein gesamtes Management hat. Er arbeitet tagsüber und trainiert abends, eisern, fleißig, verbissen. Sie kennen das Wort von dem gefährlichen *hungrigen* Boxer. Diese Jungen sind alle hungrig.“

Trown machte eine kurze Pause.

„Der Sportschulenbesitzer steht dabei und sieht zu. Manchmal geht er zu einem hin, der sich gerade am Sandsack abarbeitet und brummt: ›Hau ab, Joe. Aus dir wird nichts.‹ Manchmal sagt er: ›Hallo, Jonnie, Montag arrangiere ich deinen ersten Kampf.‹ Das ist der Augenblick, in dem der Vertrag wirksam wird. Der Jung muß in den Ring. Er muß boxen, wie es ihm befohlen wird. Von dieser Stunde an ist er nicht mehr Herr seiner Laufbahn, kaum Herr seines eigenen Ichs. Oft gewinnt er ganze Serien von Kämpfen, dann wird er geschlagen, muß sich schlagen lassen, weil seinem Boß ein anderer Boxer förderungswürdiger erscheint. Ist ihr Mann groß genug, dann wird er verkauft. Genauer gesagt wird natürlich nur der Vertrag verkauft, an einen Manager, der im großen Boxgeschäft zu Hause ist, aber eigentlich unterscheidet sich diese Art des Handels nicht sehr vom Sklavenhandel alter Zeiten. Es werden oft hunderttausend Dollar für einen guten Mann gezahlt. Von diesem Augenblick an ist der Boxer in etwa frei. Sein neuer Manager wird zwar an seinen Börsen kräftig partizipieren, aber er wird ein ehrliches Interesse haben, seinen Mann wirklich groß zu machen. Er wird ihm nicht mehr befehlen, zu verlieren, sondern er wird alles tun, um seinen Schützling zur Weltmeisterschaft zu bringen. Der alte Boß aber, der Sportschulenbesitzer, legt ihm die Hand auf die Schulter und sagt zum Abschied: ›Alles Gute, mein Junge, und...‹ Der Boxer weiß, dieses *und* bedeutet Schweigen. Es bedeutet den Tod, wenn er den Mund nur zu einem Wort über seine wahre Laufbahn öffnet.“

Er schwieg. „Danke, Trown,“ sagte ich. „Sie meinen also, Shine, Firestone und Goodman, das wären die richtigen Leute?“

„Ja.“

Ich telefonierte vom nächsten Telefon aus mit Phil, informierte ihn und nannte ihm die Adresse, zu der ich mich jetzt begeben würde. Er konnte hinkommen und ein wenig aufpassen. Dann piff ich einem Taxi.

Die 115. Straße war eine Mietskasernenstraße, aber das Haus Nummer 13 war nur dreistöckig, äußerlich nicht schöner als die anderen, der typische, hastig hochgejagte Backsteinbau. Am Eingang befand sich ein Schild:

Stenton Shine's Sportschule
Ausbildung in allen Sportarten

Ich brauchte nicht zu klingeln. Die Tür stand offen.

Offenbar war das Haus umgebaut worden, denn von dem schmalen Korridor führte nur eine Treppe nach oben, und links war nur eine Tür. Ich hörte kurze scharfe Kommandos hinter dieser Tür, Keuchen und klatschende Schläge.

Ich drückte sie einen Spalt auf und steckte den Kopf in den Raum. Das ganze Erdgeschoß war zu einer Art Sporthalle ausgebaut worden. Es standen eine Menge Geräte herum, Punchingbälle und Sandsäcke hingen von der Decke. In der Mitte war ein Ring aufgebaut, in dem zwei Jungen im Trainingsdreß mit Kopfschutz

umeinander tanzten und nach den Anweisungen eines grauhaarigen Mannes im Pullover, der sich über die Seile beugte, Schläge zu landen versuchten. Am Sandsack arbeitete sich ein schwitzender Schwarzer ab. Sonst war die Schule während dieser frühen Morgenstunden noch leer.

Ich schloß die Tür wieder und stieg die Treppen hoch. Eine Korridortür versperrte mir den Weg. Ich las über der Tür:

Stenton Shine — Privat

Ich läutete. Es verging eine Zeit, dann hörte ich Schritte. Die Tür wurde geöffnet.

Es sind immer die gleichen Gesichter, die man im Gefolge von Gangsterbossen sieht. Grobe, dumme, mißtrauische Visagen von Burschen, die höchstens zwei Dinge können: Schießen und Schlagen. Sie haben eine einzige Charaktereigenschaft, die sie auszeichnet: die Skrupellosigkeit.

Genauso ein Mann öffnete mir die Tür. Er trug keine Jacke.

„Morning,“ sagte ich.

Er sah mich nur an.

„Kann ich Mr. Shine sprechen?“ fragte ich.

„Was wollen Sie?“

„Dachte, ich könnte in seine Schule aufgenommen werden. Ich verstehe einiges vom Boxen.“

Er gab wortlos den Eingang frei.

Donnerwetter, soviel Eleganz hätte ich dem schäbigen Haus mitten in der Bowery gar nicht zugetraut. Die Diele schon war hochelegant eingerichtet. Ein dicker Teppich dämpfte den Schritt. Fünf Türen führten zu den anderen Räumen.

Der Bulle, der mich eingelassen hatte, öffnete eine davon, und ich sah mich Stenton Shine gegenüber.

Mr. Shine saß in einem Sessel und war damit beschäftigt, guten französischen Cognak über eine Schale mit Mandeln zu gießen. Er trug noch einen Schlafrock aus Seide, wenn ich es richtig beurteilte. Auf einem mageren Hals saß ein ausgemergelter Kopf mit einer schmalen und gekrümmten Nase. Seine knochige Stirn war kahl, die spärlichen Haare waren eng angebürstet. Der ganze Kerl sah aus wie ein Raubvogel, und wie Raubvogelklauen wirkten seine dünnen gelblichen Hände, mit denen er an der Cognakflasche hantierte.

Shine blickte nicht auf, als wir eintraten.

„Hier ist ein Mann, der bei uns boxen will,“ sagte der Leibwächter.

Shine nahm ein silbernes Feuerzeug aus der Tasche seines Morgenrocks und zündete den Cognak über den Mandeln an. Als die blaue Flamme aufsprang, sog er den Duft mit seiner Habichtsnase ein, schnappte das Feuerzeug wieder zu und geruhte aufzublicken.

Er hatte Augen, die fast gelb waren.

Er sagte nicht „Guten Morgen!“ und nicht „Hallo!“. Er ließ nur seinen müden Blick langsam über mich laufen, dann wandte er sich ab und sagte, ohne seine Kerbe von Mund sichtbar zu öffnen: „Zu alt!“

Ich stand und wartete, daß er mich eines weiteren Wortes würdigen würde. Er aber schien die Unterredung als beendet zu betrachten, und schon faßte mich der Junge, der mich eingelassen hatte, am Arm und zog mich zur Tür.

„Hau ab!“ brummte er.

„Laß lieber los!“ sagte ich noch sehr freundlich.

Er starrte mich einen Augenblick an, dann griff er erst recht richtig zu.

Er hatte mit beiden Fäusten meinen rechten Arm gefaßt. Er ließ los, als ich ihn mit der linken Hand ziemlich genau traf. Ich holte in aller Ruhe mit der freien rechten Hand aus und knallte sie ihm unter das Kinn. Er kam noch nicht in Fahrt, sondern wackelte nur. Ich ging ein wenig näher heran, und nun begab er sich auf die Rückwärtsreise durch das Zimmer, nahm einen Ziertisch mit, purzelte über eine Couch und legte sich auf den schönen dicken Perserteppich.

Auch Mr. Shine hatte dieses schmachvolle Ende seiner Leibwache vom Interesse für seine Cognakflasche aufgescheucht. Er sah mich an, und seine Mundkerbe stand ein wenig offen.

„Na,“ sagte ich, „glauben Sie immer noch, ich wäre zu alt für einen guten Kampf?“

Er stand auf, ging zu seinem Schreibtisch, zog eine Schublade auf, nahm eine 6,35-Pistole heraus, richtete den Lauf auf mich und sagte: „Raus! Wenn du nicht in zwei Sekunden verschwunden bist, knalle ich dich ab. Der Polizei erzähle ich, ich hätte in Notwehr gehandelt, weil du dich hier wie ein Tobsüchtiger aufgeführt hättest.“

Hallo, dieser Raubvogel schien von der ganz scharfen Sorte zu sein. Es war ihm zuzutrauen, daß er seine Drohung wahr machte. Ich drehte mich um, um zu gehen. Für den Augenblick gab es keine andere Möglichkeit.

Ich war schon an der Tür, als Stenton rief: „Augenblick mal!“

Ich wandte mich ihm zu. Sein Gesicht hatte einen nachdenklichen Ausdruck angenommen.

„Ich kenne dich irgendwoher,“ knurrte er. Dann fiel es ihm ein. Er grinste. Es sah toll aus. Vielleicht können Sie sich vorstellen, wie es aussieht, wenn ein Geier grinst. Er legte die Pistole in die Lade zurück, griff nach einer Zeitung und faltete sie auseinander. Jetzt lachte er, ein seltsam meckerndes Lachen.

„Warum wollen Sie bei mir boxen lernen, G-man? Ich denke, das FBI hat eigene Schulen?“

Ich ging in den Raum zurück zum Schreibtisch. Er schob mir das Zeitungsblatt zu. Es war ein großes Bild von Phil und mir, wie wir eben aus dem Jaguar kletterten. Überschrift:

FBI schaltet sich in Neston-Mord ein

Der Sportschulenbesitzer und Sklavenhändler ging zu seinem Sessel zurück. Mit einer Handbewegung bot er mir einen Platz gegenüber an.

Die Flamme in der Porzellanschale mit den Mandeln war ausgegangen.

„Mögen Sie?“ fragte er. „Mit Cognak geflammte Mandeln. Schmeckt vorzüglich.“

Er stopfte sich den Mund voll, die Schalen spuckte er auf den Teppich.

Hinter der Couch tauchte das dumme Gesicht des Bullen auf. Er schüttelte seinen plumpen Schädel und kam auf die Beine.

„Raus, Joel!“ befahl Shine.

Der Mann trottete nun zur Tür, nicht ohne ein Feuerwerk von bösen Blicken auf mich abzuschießen.

„Also, G-man, was führt Sie zu mir?“

„Ich brauche Ihnen über die *Boxer-Morde* nichts zu erzählen, Shine,“ begann ich. „Der Mörder hat irgend etwas mit der Boxerei zu tun, und niemand hat die Hände so weit im Boxgeschäft wie Sie. Ich brauche Auskünfte, vielleicht Ihre Unterstützung.“

„Ich will Ihnen etwas sagen, G-man,“ antwortete er und spuckte seinen Teppich weiter voll Mandelschalen. „Ich sehe euch Burschen lieber von hinten als von vorn. Ich denke nicht daran, Ihnen auch nur so viel zu helfen.“ Er schnippte mit den Fingern.

„Sie werden sich das überlegen, Shine. Ich habe 'ne Menge Interessantes darüber gehört, nach welchen Prinzipien Sie Ihre Schule führen. Ich werde meine Nase da hineinstecken, wenn Sie mir Ihre Unterstützung versagen.“

Er zuckte nur mit den Schultern. „Schade um Ihre Nase, G-man.“

Ich gab es noch nicht auf. „Sie, Shine, waren der Manager von Cross Crower, und Sie hatten Laraby Pat unter Vertrag. Sie sind dicker drin als irgend jemand anderes.“

Er geriet etwas aus seiner Ruhe.

„Unsinn,“ knurrte er. „*Panther Al Yersey* kämpfte für John Goodman und Goody Ghose für Lesby Firestone. Warum gehen Sie nicht zu denen?“

„Weil Cross Crower von Ihnen gemanagt wurde, oder, um es richtiger zu sagen, ausgenommen wurde wie eine Weihnachtsgans.“

Er wollte aus seinem Sessel hochfahren, bezwang sich aber.

„Hauen Sie ab, G-man. Wenn Sie keinen Haussuchungsbefehl haben, werde ich mich nicht scheuen, Sie hinauswerfen zu lassen wie einen Hausierer.“

Ich stand auf. „Schade, Shine,“ sagte ich. „Sie werden sich gefallen lassen müssen, daß ich in Zukunft öfters Ihren Weg kreuze.“

Er sah mich von unten an und lächelte dünn. Das Lächeln war eine glatte Drohung, und ich wußte, es war eine dieser Drohungen, die man nicht ohne weiteres in den Wind schlagen konnte.

Ich verließ die Wohnung und ging die Treppen hinunter. An der Tür traf ich mit dem Schwarzen zusammen, der vorhin am Sandsack trainiert hatte.

„Hallo!“ grüßte ich.

Er lachte mit der ganzen Gutmütigkeit seiner Rasse zurück. Er trug jetzt einen vielfach gestopften Rollkragenpullover und ehemals weiße Turnschuhe.

Es traf sich so, daß wir gemeinsam auf die Straße traten.

„Wie geht es in der Sportschule?“ fragte ich.

„Sehr gut,“ antwortete er und zeigte sein Raubtiergebiß. „Ich hatte schon zwei Kämpfe. In vier Tagen bekomme ich einen bekannten Gegner vorgesetzt, und wenn ich ihn fresse, hat Mr. Shine mir einen Kampf gegen Sad Trooper versprochen.“

„Was verdienst du bei einem Kampf?“ fragte ich weiter.

Wir waren schon mitten auf der Straße, der Schwarze wollte eben antworten, als Stenton Shines scharfe Stimme über uns erschallte. „Scher dich nach Hause, Tom, und quatsche nicht mit dem Kerl!“

Der junge Schwarze sah hoch, sah mich an, machte auf dem Absatz kehrt und lief die Straße hinunter. Ich richtete den Blick hoch. Stenton Shine stand an einem Fenster der ersten Etage, die Hände in den Taschen seines Morgenrockes, und blickte mich kalt aus seinen gelben Augen an.

Ich schlenderte die Straße hinunter. Auf der anderen Seite ging Phil. Er hatte dort vor einem Fenster gestanden, als ich mit dem Schwarzen herauskam, hatte Shines Eingreifen erlebt und sich gehütet, irgendein Zeichen unserer Bekanntschaft zu geben. Erst hinter der nächsten Ecke kam er auf mich zu.

„Hör zu, Phil,“ sagte ich. „Trown hat mir eine Menge interessante Dinge vom Boxgeschäft erzählt. Shine ist eine Adresse, die auf jeden Fall richtig ist. Zumindest haben wir bis jetzt keine bessere. Aber der Bursche will nicht mit uns arbeiten. Ich muß in seiner Nähe bleiben. Ich ziehe hier in die Bowery.“

„Glaubst du, das hat Sinn?“

Ich steckte mir eine Camel ins Gesicht. „Laß dir von Trown erzählen, aus welcher Küche die Männer kommen, die das Geld beim Boxen machen. Die Küche steht hier in der Bowery. Hier brodeln der Sumpf von Gewalt und Versklavung und Zwang, in dem achtundneunzig Prozent der Leute untergehen, die glauben, mit den Fäusten ihr Leben verdienen zu können. Und irgendwo in diesem Sumpf hockt auch der Killer, kriecht von Zeit zu Zeit aus seiner Höhle und schlägt zu. Natürlich kann ich dir keinen sachlichen Grund für meine Meinung sagen, wenigstens keinen überzeugenden, aber, zum Teufel, es kommt bei unserem Job nicht immer auf die Tatsachen an. Manchmal tut die Nase die gleichen Dienste. Ich ziehe in die Bowery, auch wenn das Mr. Shine und seinen Kollegen wenig gefallen sollte.“

Wir verständigten uns mit wenigen Worten über den Verbindungsdienst, der einzurichten war. Phil stiefelte in Richtung Hauptquartier davon, und ich betrat den nächsten halbdunklen Gemüseladen, um mich nach der Möglichkeit zu erkundigen, ein möbliertes Zimmer in der Nähe zu mieten.

Ich hatte Glück. Man gab mir die Adresse eines Jonathan Arruzzo, der in Nummer 17, zwei Häuser neben Shine, wohnte und zwei Zimmer seiner Wohnung vermieten wollte.

Die Familie Arruzzo waren italienische Einwanderer. Das Hofzimmer war frei, bedeutete mir die Hausfrau im vierten Stock der gräßlichen Kaserne. Es ging zu dem engen Hof hinaus und war äußerst spartanisch, aber erstaunlich sauber eingerichtet. Wir einigten uns über den Mietpreis, und ich zahlte für einen Monat im voraus. Für meinen Beruf oder meine Absichten in der Bowery interessierte sich Mrs. Arruzzo nicht. Sie gab mir einen Hausschlüssel. Ich war zufrieden. Das Zimmer hatte einen separaten Eingang vom Flur aus, was unter Umständen günstig war.

Ich ging nach Hause, packte einen Koffer mit einigen Sachen, telefonierte mit dem Hauptquartier, gab meine neue Adresse an und verabredete mich dann mit Trown.

Der junge Journalist und ich verbrachten einen ganzen Nachmittag in meiner Wohnung. Trown packte aus, was immer er wußte. Er zeigte die ganzen Querverbindungen auf. Er sprach von der bitteren Feindschaft, die im Grunde zwischen Shine, Firestone und Goodman herrschte. Es hatte schon Schießereien zwischen

ihren Banden gegeben, aber immer wieder fanden sie sich zu Geschäften zusammen.

Sie arrangierten Kämpfe ihrer Boxer untereinander. Firestone zahlte, wenn er es für richtig hielt, daß sein Mann einen Boxer von Goodman oder Shine schlug, und ebenso machten es diese beiden. Die Preise wurden ausgehandelt, je nachdem, wie wichtig dem einen oder dem anderen der Sieg seines Mannes schien, und wenn sie sich nicht einigen konnten, gerieten sie in Versuchung, mit anderen Mitteln ihre Wünsche durchzusetzen, angefangen von der Ringrichterbestechung bis zum Kampfunfähigmachen des Gegners, wenn er abends nach Hause ging.

Es war dunkel, als Trown und ich uns trennten. Ich fuhr mit der U-Bahn in die Bowery. Dann schlenderte ich zu Fuß, mein Köfferchen in der Hand, meiner neuen Behausung zu.

Es ist ein Unterschied, ob Sie die Bowery am Tage oder bei Nacht besuchen. Tagsüber sehen Sie nur ein schmutziges Großstadtviertel, in dessen Gossen sich die Kinder balgen. Ungepflegte Frauen schleppen Einkaufstaschen, stehen tratschend in den Haustüren, beschimpfen sich von Fenster zu Fenster mit keifenden Stimmen, oft in fremden Sprachen. Wenn aber die Dunkelheit angebrochen ist und die Geschäfte geschlossen haben, dann gewinnen die Straßen der Bowery ein eigenes Leben.

Nur wenige Lichter brennen in den dunklen Schluchten, die die großen Mietshäuser wie Felswände einengen. Die Passanten verlieren sich. Andere Gestalten erscheinen, finden sich zu Gruppen unter den Laternen, an den Hauswänden. Viele junge Burschen sind darunter. So lungern sie herum, die Hände in den Taschen, die Zigaretten im Mundwinkel. Langsam folgt ihr Blick dem Fremden, der vorbeigeht, aufmerksam und wach, wägend, ob man es riskieren kann, ihn auszurauen, oder ob er ein Provinzler ist, den man leimen kann.

Sechzig Prozent der kleineren Verbrechen, die in New York geschehen, werden in der Bowery ausgebrütet. Hier, an den Hauswänden, unter den Laternen, werden die Diebstähle, die Einbrüche und mancher Raubüberfall verabredet. Die Burschen bilden Klubs untereinander. Sie befehlen sich mit dem Klub des nächsten Häuserblocks, oder sie verbünden sich mit ihm. Sie haben ihre Stammquartiere in den kleinen, trüben Wirtschaften, die erst am Abend ihre Pforten öffnen, und die großen Gangster holen sich ihren Nachwuchs aus den Reihen dieser Straßenklubs. Wahrhaftig, die Bowery ist ein Sumpf, und ein Junge, der in der Bowery geboren wird, muß schon sehr gute Anlagen mitbringen, wenn er auf der geraden Straße bleiben soll.

Ich schlenderte die 115. Straße entlang. Ich kam an einer Reihe von Gruppen vorbei. Einmal stießen sie einen Pfiff aus, und einmal rief einer mir nach: „He, Fremder!“ Ich reagierte nicht.

Im übrigen erreichte ich Nummer 17, ohne daß einer versuchte, festzustellen, ob ich stillhalten würde, wenn sie mir an die Wäsche gingen.

Ich richtete mich in meinem kleinen Zimmer ein. Zum Schlafen war es zu früh. Ich ging wieder hinunter. Schräg gegenüber war eine kleine Kneipe. Vielleicht ließ sich dort Freundschaft schließen.

Als ich die verräucherte Bude betrat, sah ich sofort ein bekanntes Gesicht: den jungen Schwarzen, den Shines scharfer Befehl von meiner Seite gescheucht hatte.

Ich wählte meinen Platz so, daß ich ihm den Rücken zukehrte, bestellte einen Drink und nahm eine Abendzeitung aus der Tasche.

Ich las, und zwischendurch ließ ich meine Augen fleißig in die Runde gehen. Da war noch ein Mann, den ich kannte, den grauhaarigen Trainer aus der Sportschule. Er blickte mich aus zusammengekniffenen Augen an, stand langsam vom Tisch auf, ging zur Theke und flüsterte den Männern, die dort standen, etwas zu. Die Männer brachen ihr Gespräch ab, drehten sich und starrten mich an. Der Grauhaarige wanderte weiter zum nächsten Tisch, flüsterte, ging zum übernächsten, flüsterte. Überall verstummten die Gespräche, von überall richteten sich die Augen auf mich.

Ich sog die Luft durch die Zähne. Es wurde stiller und stiller in dem Laden. Schließlich lösten sich zwei Mann von der Theke und schoben auf meinen Tisch zu. Ich tat, als läse ich weiter meine Zeitung, aber ich stellte die Beine breit. Einer von den beiden kam ganz nahe an mir vorbei, streifte absichtlich mein Glas. Der Inhalt ergoß sich über meine Hose.

Wahrscheinlich hatten sie damit gerechnet, daß ich aufspringen würde, denn der zweite Mann stand in Reichweite hinter meinem Stuhl.

Ich sprang nicht auf. Ich ließ den Whisky laufen, wie er wollte, senkte nur das Zeitungsblatt und sagte: „Sie könnten sich wenigstens entschuldigen.“

„Bulle!“ antwortete er. Bulle ist das Slang- und Schimpfwort für einen Polizisten.

Ich ließ die Zeitung los, legte beide Hände unter dem Tisch an die Kante meines Stuhles, hob mich leicht an und feuerte den Stuhl nach hinten.

Der Bursche hinter mir bekam ihn gegen die Schienbeine und rief wie ein kleiner Junge: „Au!“

Er war überrascht genug, um mir Zeit zu lassen und mich umzudrehen. Er stand noch griffbereit, und ich nutzte den Drehschwung aus und traf ihn. Ich ließ mir nicht einmal Zeit, festzustellen, ob er umfiel, sondern warf mich herum und sprang seinen Kameraden an. Der Kerl war ebenfalls im Kommen, und wir krachten gewissermaßen auf halben Weg aufeinander. Sekundenbruchteile vor dem Aufprall riß ich einen rechten Haken hoch, und das erledigte die Sache. Er hatte noch genügend Fahrt, um gegen mich zu fliegen. Dann rutschte er hübsch langsam an mir herunter und bettete sich zu meinem Füßen. Auch sein Freund war unterdessen umgefallen und hatte den Stuhl unter sich zerdrückt. Der ganze Vorgang hatte keine fünf Sekunden gedauert.

Die anderen in der Kneipe waren noch zwei Sekunden lang starr. Dann sprangen sie wie ein Mann von den Stühlen und griffen mich an.

Ich holte den .38er aus der Halfter. Das brachte sie zum Stehen. Sie klappten ihr Mäuler zu.

„Na, also,“ sagte ich. „Wenn Ihr Lust habt, es mit mir zu versuchen, bitte, aber einzeln und nicht eine ganze Horde auf einmal. Freiwillige vor!“

Ich wartete. Keiner meldete sich.

Ich lachte. „Ihr Helden!“ Dann steckte ich den .38er ein, drehte mich um und ging zur Tür.

Trotzdem, glauben Sie nicht, daß ich mit dem Erfolg meines Auftretens zufrieden gewesen wäre, nur weil ich zwei Burschen schlafen schickte und zwei Dutzend andere zur Räson brachte. Mir wäre es lieber gewesen, ich wäre nicht als G-

man bekannt geworden. Ich wußte, es würde sich wie ein Lauffeuer in der gesamten Bowery herumsprechen, und ich brauchte auf Unterstützung der Einwohner nicht mehr zu rechnen. Ich wußte—verdammte—im Augenblick nicht, was ich anfangen sollte. Zunächst also verfügte ich mich erst mal in mein Zimmer bei Arruzzo und legte mich ins Bett.

Ich habe im allgemeinen einen festen Schlaf, aber instinktiv mußte ich Mr. Shine wohl richtig eingeschätzt haben, denn ich wurde davon wach, daß etwas im Schlüsselloch meiner Tür stocherte.

Die Kanone hatte ich auf den Nachttisch gelegt. Durch das Fenster schimmerte es grau herein. Es mußte früher Morgen sein, vielleicht so fünf Uhr.

Ich rollte mich aus dem Bett und stellte mich, den .38er in der Hand, hinter die Seitenwand des Kleiderschranks.

Im Schlüsselloch wurde immer noch gestochert. Dann sagte eine Stimme, Shines Stimme: „Quatsch! Brich den Laden auf. Wollen ihm zeigen, wer hier zu sagen hat!“

Im nächsten Augenblick warfen sich zwei schwere Männerkörper gegen die Tür. Diesem Ansturm war sie nicht gewachsen. Sie sprang aus den Angeln und dem Schloß und polterte flach in den Raum.

Was sich im Rahmen zeigte, waren Stenton Shine, sein Leibwächter, den er Joe nannte, und zwei Jungs, die sicherlich berufliche Kollegen von Joe waren.

„Ausgeflogen!“ sagte einer von ihnen.

„O nein,“ sagte ich und steckte Nase und Revolverlauf hinter dem Schrank hervor. „Immer herein in die gute Stube, aber keine falsche Bewegung, bitte.“

Sie standen wie die Ölgötzen, nur Stenton Shine lachte sein hartes Lachen und trat näher.

„Keine Angst, G-man,“ antwortete er. „Noch geht es dir nicht ans Leben. Ich komme nur, um dich noch einmal nachdrücklich zu warnen.“

„Danke,“ entgegnete ich, „aber hättest du dir dazu nicht eine passendere Besuchszeit aussuchen können?“

Er lachte nicht mehr. „Ich komme, wann ich will, und ich gehe, wann ich will. Ich wollte dir zeigen, wer hier der Boß ist, G-man. Du hast gesehen, was die Leute hier über dich denken. Sie haben es dir in der Kneipe gezeigt.“

Ich grinste. „Wenn man es richtig bedenkt, habe ich ihnen eigentlich gezeigt, was 'ne Harke ist.“

Er ging nicht darauf ein.

„Hau ab, so schnell du kannst, G-man,“ setzte er seinen Sermon fort. „Ich will dich nicht in meiner Nähe, und du nützt dir selbst nicht, wenn du hier bleibst. Du findest keine Freunde in der Bowery.“

Ich spielte mit dem .38er. „Eines verstehe ich nicht, Shine,“ sagte ich nachdenklich. „Wenn du deiner Sache so sicher bist, wenn du so genau weißt, daß ich dir nicht gefährlich werden kann, daß ich keine Zeugen gegen dich finde, warum willst du mich dann unbedingt aus der Bowery entfernen?“

Meine Frage verblüffte ihn für einen Augenblick. Dann antwortete er knapp: „Ich kann dich hier nicht brauchen. Verschwinde, oder wir machen dich fertig.“

Mir riß der Geduldsfaden. Ich trat hinter dem Schrank hervor und baute mich nahe vor Shine auf.

„Ich werde dir etwas sagen, großer Mann,“ sagte ich. „Ich habe für dieses Zimmer fünfzehn Dollar bezahlt, und nach den Gesetzen des Staates habe ich damit das Hausrecht erworben. Ich kann jeden hinauswerfen, den ich hinauszuwerfen wünsche. Und dich werfe ich jetzt hinaus. Raus!“

Ich stieß ihn vor den Schlips, daß er gegen seine Leibwache torkelte.

„Raus!“ befahl ich noch einmal und half mit einer Bewegung meiner Hand nach, in der ich den Revolver hielt.

Sie traten den Rückzug an. Keiner sagte etwas, aber Stenton Shine sah mich mit einem Blick an, der eindeutig war. Ich wartete, bis unten die Haustür hinter ihnen zuschlug, dann zog ich mich an und klingelte an der Nebentür bei Mr. Arruzzo. Es dauerte eine ganze Weile, bis er sich bequemte zu öffnen und seinen Kopf durch einen Türspalt steckte. Er war noch im Nachthemd.

„Ich glaube, Ihnen könnte man das Haus über dem Kopf abreißen, bevor Sie aus Ihrem gesunden Schlummer erwachen,“ knurrte ich.

„Ich habe nichts gehört, Sir,“ versicherte er in seinem schlechten Englisch. Das war natürlich Quatsch. Er hatte genau mitbekommen, was gespielt wurde, aber er hütete sich, sich einzumischen.

„Bestellen Sie einen Schreiner, der die Tür in Ordnung bringt,“ sagte ich. „Ich bezahle es.“

Ich ging zur nächsten Telefonzelle und rief Robert Trown an. Seine verschlafene Stimme meldete sich.

„Hier ist Cotton, Trown. Wieviel Mumm haben Sie in den Knochen?“

„Wenn ich frisch aus dem Bett komme, noch nicht viel, aber sonst 'ne ganze Menge.“ Der Junge war in Ordnung.

„Hören Sie, Trown, ich muß wissen, warum Stenton Shine so unruhig wird, wenn er einen G-man in seiner Nähe weiß. Können Sie das herausfinden?“

„Ich kann's versuchen, aber was erwarten Sie denn auch? Ein Mann, der so dunkle Geschäfte betreibt, lebt eben nicht gern auf Tuchfühlung mit einem Polizisten.“

„Nein, Trown, er muß einen besonderen Grund haben. Er weiß genau, daß ich seine üblichen Geschäfte nicht stören kann. Ein G-man in seiner Nachbarschaft, den er kennt, ist besser für ihn als einer, der als Milchmann auftritt. Ich bin sicher, normalerweise würde er meine Anwesenheit kaum zur Kenntnis nehmen, aber jetzt störe ich ihn. Er muß irgend etwas vorhaben, bei dem er mich nicht brauchen kann.“

„Okay, ich werde mich auf die Socken machen. Rufen Sie mich heute abend an, aber spät. Vor Mitternacht werde ich sicherlich nichts in Erfahrung bringen können.“

Ich legte auf. Im Augenblick hatte ich nichts Besseres zu tun, als durch die Straßen zu bummeln. New York ist eine Stadt mit acht Millionen Einwohnern, aber ein Stadtteil, das ist nicht mehr als ein Dorf. Jeder Fremde fällt auf, und ich spürte es an den Blicken, die die Frauen mir zuwarfen, die in den Haustüren standen. Es gab in der 115. Straße keinen Menschen mehr, der nicht wußte, daß ich ein G-man war, und sie behandelten mich entsprechend: nämlich wie den letzten Dreck.

Als ich es leid war, mich mit Blicken anspucken zu lassen, fiel mir ein, ich könnte versuchen, ob ich bei den beiden anderen Großen des Boxgeschäftes, bei

Lesby Firestone und John Goodman, mehr Glück hatte. Die Adressen hatte mir Trown gegeben. Beide wohnten ebenfalls im Bowery-Bezirk. Ich fuhr hin, zuerst zu Firestone und dann zu Goodman.

Nun, ich werde Sie mit der Schilderung leerer Gespräche zwischen einem Beamten des FBI und zwei Gangstern verschonen. Goodman sah aus wie ein Gummiball, und Firestone war ein erstaunlich jung wirkender Mann, obwohl er nahe der Fünfzig war. Er mußte einen ganzen Kosmetiksalon für sich allein beschäftigen.

Wie immer sie aussahen, für mich war bitter, daß beide sich kein Theater vor-machen ließen. Goodman war ölig vor Freundlichkeit, aber er versicherte mir dauernd, er sei ein braver, ein geradezu außergewöhnlich guter Bürger, und für einen G-man sei in seiner Umgebung wahrhaftig nichts zu holen. Ich solle meine Zeit nicht verschwenden und den wirklichen Verbrechern nachjagen.

Ungefähr das gleiche sagte Firestone. Er bediente sich nur einer gepflegten Sprache und polierte mit dem kleinen Finger seinen Schnurrbart, aber sonst gab es keinen Unterschied zwischen ihm und den beiden anderen. Auch die breit-schultrigen Burschen mit den stupiden Gesichtern fehlten nicht an seiner Seite.

Wenn eines positiv war, dann nur, daß sie mich genauso gern loswerden wollten wie Stenton Shine.

Ich fuhr ins Hauptquartier, wo ich Phil traf. Offen gestanden, ich war ein wenig niedergeschlagen.

„Ich fürchte, ich komme in der Bowery nicht weiter,“ sagte ich zu Phil. „Vielleicht ist alles, was ich mir über die *Boxer-Morde* zusammengereimt habe, falsch. Ich werde die Fährte noch weiterverfolgen, aber wir sollten einen Mann auf die Spur von Lewis Neston setzen, den einzigen Mann, der getötet wurde, ohne Cross Crower geschlagen zu haben. Wir müssen sein Leben bis in den letzten Winkel erforschen. Wen sollen wir damit beauftragen?“

Phil nannte den Namen eines Kollegen, der dafür bekannt war, daß er mit peinlicher Genauigkeit zu arbeiten pflegte. Wir nannten ihn Sherlock, weil er auf Kleinigkeiten versessen war und aus ihnen Verbrechen aufzuklären versuchte wie der große Mister aus England.

Es war dunkel, als ich in die Bowery zurückkehrte. Als ich Nummer 17 betrat, sprach mich ein kleiner Junge an, einer der Söhne von Mr. Arruzzo.

„Tom will Sie heute abend um elf Uhr sprechen, Sir,“ sagte er.

Ich war nicht gleich im Bilde.

„Wer ist Tom?“ fragte ich.

„Der schwarze Tom. Der Neger, der bei Mr. Shine Boxer werden will.“

Ich kaute an meiner Unterlippe. Eine Falle? Vielleicht, aber immer noch besser, als wenn nichts passierte. Andererseits hielt ich den netten Schwarzen für einen freundlichen und harmlosen Burschen. Es konnte gut sein, daß er einiges von den finsternen Plänen mitbekommen hatte, die Shine wahrscheinlich gegen mich spann, und daß er jetzt das Lager wechselte.

Vielleicht wäre ich sonst vorsichtiger gewesen, obwohl Vorsicht nicht immer meine stärkste Seite war, aber ich hatte jetzt diesen Fall schon eine ganze Zeit in den Händen und sah immer noch kein Licht. Ich war versessen darauf, irgendwie weiterzukommen, und so nahm ich mehr Risiko in Kauf, als unbedingt nötig war.

„Wo?“ fragte ich den Arruzzo-Sproß.

„Im Hinterzimmer von Beggars Inn, in der 119. Straße.“

Ich gab ihm einen Nickel und ging auf mein Zimmer.

Es waren nur noch zwei Stunden bis elf Uhr. Ich legte mich angezogen auf mein Bett, rauchte und dachte nach. Viel kam dabei nicht heraus.

Um halb elf stand ich auf, sah den Revolver nach und ging auf die Straße. Die 119. war die vierte Parallelstraße, und wahrscheinlich war sie noch mieser als die 115. Straße, aber in der Dunkelheit war ein großer Unterschied nicht festzustellen. Ich suchte eine ganze Weile, bis ich ein kläglich beleuchtetes Schild fand:

Beggars Inn

Es war die übliche Kneipe dieser Gegend, nur daß sie völlig leer war. Der Wirt stand an der Theke und gähnte.

„Ich werde im Hinterzimmer erwartet,“ sagte ich. „Wo ist es?“

Er zeigte mit dem Daumen auf eine Tür an der Rückwand.

Ich bezwang mich und ließ den .38er in dem Halfter. Man muß nicht gleich wie ein wilder Mann auftreten. Ich drückte die Klinke nieder und stieß die Tür auf.

Der Raum war nicht groß. Es stand ein einziger Tisch mit einer Anzahl Stühle darin. An diesem Tisch saß der schwarze Tom vor einem Glas Bier und trommelte nervös mit den Fingern auf der Platte.

„Hallo!“ grüßte ich.

„Hallo!“ antwortete er. Es klang etwas heiser.

Ich setzte mich zu ihm, so daß ich das Gesicht zur Tür hatte.

„Du hast mich bestellt, Tom. Was gibt es zu erzählen?“

Er war so grau im Gesicht, wie seine Hautfarbe es zuließ.

„Sie halten Mr. Shine für einen Gangster?“ fragte er und brachte es nicht fertig, mich anzusehen.

Bevor ich antworten konnte, ging die Tür auf. Meine Hand zuckte in einer Reflexbewegung zur Brusthöhe, aber es war nur der Wirt. Er blieb im Rahmen stehen und fragte: „’n Bier?“

Normalerweise trinke ich Whisky, aber ich war so gespannt darauf, zu hören, was Tom zu sagen hatte, daß ich nur nickte. Der Wirt verschwand, und ich wandte mich dem jungen Schwarzen zu.

„Daß Shine ein Ganove ist, steht so fest wie das Empire State Building. Und daß er dich auspressen wird, sobald du etwas im Ring geworden bist, steht fest wie die Freiheitsstatue. Besser, du rückst raus mit dem, was du über ihn weißt, und versuchst dann, auf saubere Art deinen Weg zu machen.“

Er druckte noch herum. Schon wieder ging die Tür auf, und der Wirt kam mit dem Bier herein.

Später habe ich mir überlegt, daß es mir hätte auffallen müssen, daß er nicht nach der Art solcher Kneipenwirte das Glas von der Kante aus einfach über den Tisch schob. Er aber kam um den ganzen Tisch herum und trat hinter mich.

»Also«, ermunterte ich Tom.

In derselben Sekunde schlug mir der verdammte Bierverkäufer das Glas auf den Schädel.

Ich hatte den Hut nicht abgesetzt. Das war wohl der Grund, warum ich nicht sofort sang- und klanglos umfiel. Ich blieb auf meinem Stuhl hocken, unfähig zu einer Bewegung, aber merkwürdigerweise sah und hörte ich alles, was in den

nächsten drei Sekunden passierte. Fragen Sie einen Spezialisten, welche Teile meines Gehirns den Hauptteil abbekommen hatten.

Ich hörte den Wirt Tom anbrüllen: „Warum haust du ihm keine rein?“

Ich sah das runde, gutmütige Gesicht des jungen Schwarzen und obwohl ich paralysiert auf meinem Stuhl saß, erkannte ich in diesem Augenblick, daß Shine den armen Jungen zu dem Spiel gezwungen hatte.

Ich erhielt einen zweiten Schlag auf den Schädel, offenbar wieder von dem Wirt und offenbar diesmal mit der blanken Faust. Er machte mir nicht viel aus. Im Gegenteil, ich konnte plötzlich wieder meine Glieder gebrauchen. Ich stemmte die Hände auf den Tisch, wollte aufspringen. In dieser Sekunde tauchten vier, fünf Gestalten vor mir auf. Ich weiß nicht, wem die Faust gehörte, die zwischen meinen Augen landete. Ich war wohl doch noch nicht wieder ganz fit gewesen. Jedenfalls, diesen Schlag verdaute ich nicht mehr. Ich fühlte noch, daß ich fiel. Dann Schluß, aus, Dunkelheit.

Sehr lange konnte ich nicht ohne Verstand gewesen sein. Ich fand mich wieder an der Wand des Zimmers auf dem Gesicht liegend. Ich stemmte mich hoch und fühlte, daß mein Gesicht von einer klebrigen Flüssigkeit naß war, es war wohl eine Mischung aus Blut und Bier, aber sonst ging es mir relativ gut. Meinen Hut hatte ich nicht mehr auf dem Schädel.

Ich schüttelte ein paarmal den Kopf und hob den Blick. Ich sah die Hosenbeine von fünf oder sechs Männern, und als ich den Kopf noch höher drehte, blickte ich in Stenton Shines höhnische Fratze. Hinter ihm waren nicht nur seine beiden Leibgardisten versammelt, sondern noch vier Jungs, die ich zunächst nicht erkannte. Dann erkannte ich zwei davon doch. Es waren die beiden, die an dem Morgen trainiert hatten, als ich Shine meinen ersten Besuch abstattete. Er hatte also seine gesamte Garde mitgebracht.

Ich fühlte mich schon wieder ganz wohl. Das ist manchmal so, wenn man eins abbekommen hat. Zunächst erholt man sich schnell, und die Kopfschmerzen folgen erst am nächsten Morgen.

Vorsichtig tastete ich zur linken Brustseite. Die Bewegung hätte ich mir sparen können. Mein .38er war natürlich weg.

Shine hatte die Bewegung gesehen. „Ich habe ihn, G-man,“ sagte er, und jetzt erst sah ich, daß er meine Waffe in der Hand wog.

Ich stand ganz auf. Sie ließen mich ruhig hochkommen. Ich holte mein Taschentuch heraus und wischte mir das Gröbste aus dem Gesicht.

„Okay, Shine,“ sagte ich und brachte es fertig, ihn anzugrinsen, „da wären wir also, und wenn du durchziehen willst, so steht dem nichts mehr im Wege.“

Er betrachtete meinen .38er in seiner Hand, liebevoll, wie es mir schien.

„Ich täte es gern, G-man,“ antwortete er.

„Na, los,“ sagte ich, „aber mich interessiert noch eine Frage, bevor ich von dir die Fahrkarte bekomme. Hast du die Boxer-Morde begangen?“

Er grinste immer noch. Wenn ich nur noch eine Stunde zu leben gehabt hätte, ich hätte dreißig Minuten davon gegeben, um ihm dieses Grinsen abzugewöhnen.

„Ich war es nicht, und ich weiß auch nicht, wer es tat, G-man, und was die Fahrkarte angeht, wirklich, ich zahlte sie dir gern, aber ich kann es mir aus bestimmten Gründen nicht leisten. Aber einen Denkkettel sollst du bekommen, der dich hoffentlich davon abhalten wird, deine Nase in meine Sachen zu stecken. Du

kannst deinen Leuten ruhig erzählen, wir hätten dich verprügelt. Du bist allein, und wir sind ein Dutzend Leute, die beschwören, wir hätten friedlich miteinander gepokert, und wenn es not tut, beschwören es noch zwei Dutzend.“ Er wandte sich zu dem Wirt. „Beggar, setz das Orchestrion in Betrieb, für den Fall, daß er schreit.“

Der Wirt schlurfte hinaus. Zehn Sekunden lang standen wir uns in tiefem Schweigen gegenüber, hier ich und dort Shine und seine Bande. Dann begann das Orchestrion zu hämmern. Ich erkannte sogar die Melodie. Es war ein alter Schmachtfetzen: *You are my lucky star*.

„Auf ihn, Jungs,“ sagte Shine und trat in den Hintergrund. Sie rückten an. Voran Joe, der in Shines Wohnung mal Keile von mir bezogen hatte. Neben ihm sein Kompagnon und in der zweiten Linie die Burschen, die bei Shine das Boxen als Beruf betrieben. Schlechtere Aussichten habe ich eigentlich nie gehabt, und es war ganz klar, daß sie mich schaffen würden, aber ich wollte es ihnen so schwer wie möglich machen.

Angriff ist die beste Verteidigung. Ich hatte den rachedurstigen Joe an der Kravatte, bevor er wußte, wie ihm geschah. Ich stieß ihn mit aller Gewalt rückwärts. Er behinderte die zweite Linie, und ich fischte mir den anderen Leibgardisten von links. Er kassierte eine stramme Gerade und schnappte nach Luft. Zur selben Zeit fing ich mir den ersten Hieb auf das Ohr ein. Einer von den Boxern hatte zugeschlagen. Es tat sehr weh.

Ich tauchte unter dem Jungen weg, kümmerte mich nicht um ihn. Joe stand noch, und ich benutzte ihn ein zweitesmal als Rammbock, jetzt mit besserem Erfolg. Er riß zwei Mann mit sich, und ich hatte plötzlich freie Bahn zum Tisch und den Stühlen.

Im Handumdrehen hatte ich einen von ihnen in den Fingern. Joe rappelte sich eben wieder hoch. Ich nahm den Stuhl wie eine mittelalterliche Sense.

Aber mir blieb nicht viel Freude an diesem Sieg. Mit zwei Mann waren sie da. Von links und rechts prasselte es auf mich ein, und ich konnte nicht einen Bruchteil abdecken. Ich kassierte den überwiegenden Teil. Es war ziemlich schlimm.

Dann schrie plötzlich jemand. „Weg, jetzt komm ich. Laßt mich dem verdammten Kerl den Rest geben!“ Etwas Schwarzes tauchte vor meinen geschwollenen Augen auf—Tom.

Er holte gewaltig aus, und er schlug auch gewaltig zu, aber er bremste den Schlag kurz vor meinem Kinn. Natürlich spürte ich ihn noch, und natürlich tat er auch weh, aber es war ein Zuckerlecken gegen das, was die anderen mir verpaßten.

Ich begriff. Mein immer langsamer funktionierender Denkapparat kapierte, daß es ihm leid tat und daß er mich auf die anständigste Art aus der Affäre herausholen wollte, die überhaupt noch drin war.

Bei seinem nächsten Schlag spielte ich mit. Ich ließ meinen Kopf zurückfallen und stöhnte auf. Beim dritten dann ließ ich den Kopf baumeln und ging in die Knie. Meine Bändiger ließen los, und ich fiel nach vorn und rührte mich nicht mehr.

Erwarten Sie jetzt bitte nicht, daß ich nun bei nächster Gelegenheit die Bande furchtbar überlisten werde. Zunächst einmal wurde ich tatsächlich ohnmächtig.

Toms Trick hatte mich eigentlich nur auf die Idee gebracht, endlich aufzugeben. Genug hatte ich schon lange.

Ich weiß nicht, ob sie sich noch die Schuhe an mir abputzten. Ich spürte nichts mehr davon. Ich war hinüber. Ich kam noch einmal zu Verstand, als ich frische Luft fühlte. Ich schwebte, aber ich fand nicht heraus, daß sie mich an Armen und Beinen trugen. Dann warfen sie mich in den Fond eines Wagens, und nun wußte ich wieder nichts mehr von mir und meiner Umgebung.

Während der Fahrt fand ich ganz langsam meine fünf Sinne wieder. Es ging in Etappen vor sich, und selbst als ich schon feststellen konnte, daß ich in einem Auto fuhr, hatte ich nicht mehr die Spur einer Erinnerung daran, was sich vorher abgespielt hatte. Immerhin, ich wurde klarer, und als Shine vom Führerhaus her sagte: „Werft ihn hinaus!“ da wußte ich, daß mir gleich wieder einige Bössigkeiten zgedacht waren.

Der Mann rechts von mir kletterte über mich hinweg, der an meiner linken Seite packte mich am Kragen. Sie öffneten die Seitentüren und feuerten mich auf die Straße. Der Wagen machte nicht gerade viel Fahrt, aber ich rollte wie eine Kugel, schlug mit dem Kopf irgendwo an und war wieder aus dieser Welt. Ein paar entsetzte Aufschreie waren alles, was ich noch hörte.

Dieser Stenton Shine erlaubte sich mit mir und dem ganzen FBI einen netten Witz. Er kegelte mich unmittelbar vor unserem Hauptquartier aus dem Wagen, so daß ich ziemlich genau vor dem Eingang landete.

Das Kreischen, das ich als letztes vernommen hatte, stammte von einigen späten Passanten. Sobald sie mich hinausgefeuert hatten, traten sie den Gashebel durch und waren um die Ecke, bevor der erste FBI-Mann seinen Kopf aus der Tür streckte, um nachzusehen, aus welchem Grund die Leute so sehr schrien.

Der Grund also war ich, ein Kollege. Sie schleppten mich ins Haus, riefen einen Arzt herbei, telefonierten nach Phil und taten alles, um mich wieder zum Bewußtsein zu bringen.

Es dauerte nicht einmal so sehr lange. Allerdings war Phil längst da, saß an meinem Bett und kühlte mir die geschwollenen Augen. Er hätte ebensogut die Nase oder den Mund kühlen können. Es war alles so ähnlich mitgenommen.

Als ich Zeichen von Leben von mir gab, war nicht das erste, daß er sich nach meinem Befinden erkundigte, sondern er knirschte: „Wer war das, Jerry?“

Ich winkte ab.

Er aber bestand: „Los, sag es. Ich sause hin, und ich richte sie so zu, daß man sie von dir nicht mehr unterscheiden kann, wenn ihr nebeneinander liegt.“

Der Arzt faßte ihn bei der Schulter und zog ihn von der Bettkante weg.

„Lassen Sie mich den Burschen erst einmal zusammenflicken. Dann reden Sie weiter.“

Er arbeitete so an die drei Stunden an mir herum. Er brachte es fertig, daß in dieser Zeit die Schwellungen über meinen Augen so weit zurückgingen, daß ich sehen konnte. Er nähte mir einen Riß über dem Kinn, und das tat so weh, daß ich völlig zu Verstand kam. Auf die Prellung an der Hüfte klatschte er mir ein Senfpflaster.

Als er dann noch sämtliche Gelenke gedreht hatte, brummte er befriedigt: „Sonst alles in Ordnung. Er hat wenig abbekommen, nicht einmal etwas gebrochen. Bei einem Vierzig-Meilen-Verkehrsunfall wäre es teurer geworden.“

Er hatte das Gemüt eines Nilpferdes, unser Doktor, aber er wußte, daß G-men nicht zimperlich zu sein pflegen.

Den Rest der Wiederherstellung übernahm Phil mit Whisky. Ich lag lang auf dem Sofa im Rettungsraum, das Gesicht verpflastert, rauchte und trank ab und zu einen Schluck. Phil hatte inzwischen aus mir herausgequetscht, daß es Shine und seine Leute gewesen waren, die mich durch die Mangel gedreht hatten. Er wütete: »Wir werden sie uns kaufen. Ich nehme eine Handvoll von unseren Jungen, und wir verhaften sie wegen irgend etwas. Wenn sie sich wehren, dann ist es Widerstand gegen Beamte in Ausübung ihres Berufes, und wir können sie uns vornehmen.«

„Ach, laß doch,“ winkte ich ab. „Ihr Anwalt wird schleunigst den nächsten Richter aus dem Bett klingeln, wird auf die einstimmigen Aussagen von zwölf Leuten hinweisen, die alle zu schwören bereit sind, daß die Burschen zu jenem Zeitpunkt im Bett lagen, pokerten oder im Mondschein spazierengingen, kurz, alles Harmlose von der Welt taten, außer mich zu verprügeln. Der Richter wird nicht umhin können, die sofortige Haftentlassung anzuordnen. Und weil sie das wissen, werden sie es nicht auf ein Gefecht mit dir und deinen Leuten ankommen lassen, sondern friedlich wie Lämmer mit dir gehen. Nein, mich interessiert etwas ganz anderes. Welchen Grund hat Stenton Shine, mich unbedingt für vierundzwanzig Stunden aus dem Wege zu räumen? Wenn ich das wüßte, verdammt, ich wäre ein ganzes Stück weiter.“

Wissen Sie, ich dachte über diesen Punkt noch zwei Stunden nach. Zwischen-durch allerdings schlief ich ein, und Phil war viel zu zartfühlend, um mich zu wecken.

Es war Robert Trown, der mich gegen sechs Uhr morgens—es wurde schon hell—aus dem Schlummer holte. Er brach wie ein Tornado in den Raum ein, riß sich den Hut vom Kopf, nahm die Whiskyflasche und ein Glas vom Tisch und warf sich in einen Sessel.

„Na, endlich, Cotton!“ rief er. „Ich konnte Ihren Anruf um Mitternacht nicht erwarten. Ich wurde bis drei Uhr aufgehalten, weil die Geschichten zu interessant waren, die man mir erzählte. Von da an habe ich Sie gesucht. Ich rief in Ihrer Wohnung an. Ich war sogar in der 115. Straße bei Mr. Arruzzo, aber ich konnte Sie nicht finden.“ Er trank sein Glas leer, holte tief Luft und begutachtete flüchtig mein Gesicht. „Ungefähr so hat Camera ausgesehen, als Max Baer ihn 1937 schlug. Der Italiener machte den Fehler, immer wieder aufzustehen, obwohl er längst völlig erledigt war.“

„Haben Sie etwas herausgefunden, Trown?“ fragte ich und richtete mich hoch. Ah, verdammt, alle meine Knochen knackten.

Der Zeitungsmann streckte die Beine. „Cotton, ich bin sehr stolz auf mich, fast so stolz, wie ich müde bin. Cotton, ich weiß, aus welchem Grunde Stenton Shine Sie unbedingt für die nächsten Stunden aus dem Wege haben will.“

„Warum?“ fragte ich und vergaß alle meine Schmerzen.

„Kennen Sie Lush Baker?“

„Quatsch, woher soll ich ihn kennen? Was ist mit ihm?“

„Lush Baker heißt der Mann, dem Stenton Shine wahrscheinlich schon in den nächsten Stunden an den Kragen geht, und zwar, weil er ihm Konkurrenz machen will. Baker hat den Mut, sich ins Boxgeschäft zu drängen. Er hat vor zwei Monaten eine Sportschule aufgemacht, und zwar in Shines Revier, in der Bowery, 123. Straße. Erst hat er sich ziemlich ruhig verhalten, aber seit einem Monat arbeitet er nach den bekannten Methoden. Die drei Größen kochen natürlich über die Konkurrenz, und sie haben sich sogar ausnahmsweise geeinigt, den unangenehmen Mann gemeinsam zu erledigen. Baker hat noch keine Gang. Ich weiß nicht, ob er sich auf die eigene Schießkunst verläßt oder aus welchem Grund er es sonst wagt, die Warnungen der anderen nicht zu beachten. Jedenfalls haben alle Drohungen nichts genutzt, und jetzt ist er fällig.“

Ich vergaß meine Schmerzen und setzte mich aufrecht.

„Mensch, Trown,“ rief ich, „wie haben Sie das herausgebracht? Wir werden Ihnen einen Job in unserem Verein besorgen.“

Er lachte. „Es war gar nicht so schwer. Wer über das Boxen berichten will, muß sich in der Bowery herumdrehen, und ein Journalist ist dort nicht so verschrien wie ein G-man. Ich weiß nicht, woher das kommt, aber die meisten Leute halten uns Reporter für Verrückte von der harmlosen Sorte, und harmlosen Verrückten erzählt man gern, was man weiß, besonders wenn sie einem das Bier zahlen. Der eine erzählt hier ein wenig, der andere dort, und wenn man alles zusammenflickt, dann hat man ein ganz gutes und meistens sogar treffendes Bild.“

Ich stellte mich auf die Füße. Es ging ganz gut. Vielleicht wackelte ich noch ein wenig, aber das würde sich geben.

„Shine muß sich sagen, daß ich höchstens für vierundzwanzig Stunden ausfalle. Baker wird also seine Absichten in diesem Zeitraum zu spüren kriegen. Zwölf von diesen Stunden sind schon herum. Vorwärts, Jungs, wir müssen in die 123., bevor es losgeht.“

„Du mußt ins Bett!“ schrie mich Phil an.

Ich grinste ihn an. „Alter Junge,“ sagte ich, „du hättest Säuglingsschwester werden sollen.“

Ich fischte mir eine Maschinenpistole aus dem Bereitschaftsschrank, telefonierte nach einem Wagen und bat zwei von unseren Leuten, mitzukommen.

„Na, los, Trown,“ sagte ich zu dem Journalisten, „die Mitwirkung von Zivilpersonen bei solchen Unternehmungen ist zwar verboten, aber Ihre Information ist eine Verbotsmißachtung wert.“ Ich hatte einen neutralen schwarzen Wagen bestellt. Wir bewegten uns in der grauen Morgenfrühe in Richtung Bowery.

Die 123. war eine Straße, die eigentlich noch keine Straße war—Ödland, erst angeknabbert von dem Riesen New York. In großen Abständen standen einzelne mehr oder weniger primitive Häuser herum. Dann erblickten wir ein mittelgroßes Holzhaus, an das nach hinten hinaus eine Art Schuppen angebaut war. Trown gab das Stoppzeichen. Die 123. war hier nicht einmal mehr asphaltiert.

„Hier wohnt Baker,“ erklärte Trown. „Die Bude hat früher einem kleinen Fabrikanten gehört. Baker hat sie gekauft, als der Mann pleite ging. Er warf die paar Maschinen hinaus und richtete klammheimlich eine Übungshalle ein. Als er damit fertig war, pfuschte er Shine ins Geschäft.“

„In Ordnung,“ sagte ich. „Sehen wir uns an, wie er eingerichtet ist.“

Das gesamte Grundstück war eingezäunt, und zwar nicht mit den üblichen niedrigen Staketenzäunen, sondern mit solidem, mannshohem Stacheldraht. Auch das Tor trug einen Stacheldrahtaufsatz. Ich trat heran. Aus einer Hütte bei dem Haus schoß ein Mordsbiest von Dogge, riß den Rachen auf und bellte mich wütend an. Es zeigte ein Paar beachtlicher Eckzähne.

Ich suchte nach einer Klingel, als Phil mich am Arm packte und zurückriß. Im nächsten Augenblick knallte es trocken, und ich hörte die Kugel pfeifen.

Wie weggeblasen verschwanden wir allesamt hinter unserem Wagen in Deckung.

„Ist das 'ne Begrüßung?“ brummte mein Freund neben mir und nahm den .38er aus dem Halfter.

Ich steckte die Nase über die Kühlerhaube.

„Hallo, Kunstschützel!“ rief ich. „Sind Sie verrückt geworden? Wir sind doch keine Indianer, und Sie sind sicherlich kein einsamer Trapper.“

Ich konnte den Lauf eines Gewehres sehen, der aus dem Spalt eines halbgeschlossenen Fensterladens hervorsah.

„Haut ab!“ hallte eine Stimme vom Haus her. „Und bestellt Stenton Shine und seinen Freunden einen schönen Gruß. Er kann mit mir nicht Schlitten fahren. Ich gebe euch eine Minute. Dann rufe ich die Polizei an, und wenn sich die Cops auch nicht gern in die Bowery-Geschichten einmischen, auf einen Anruf wegen bewaffneten Überfalls werden sie immer reagieren.“

„Den Anruf können Sie sich sparen. Die Polizei ist schon da. Wir sind Männer vom FBI.“

Der Mann im Haus lachte nur.

Ich wandte mich an unseren Fahrer.

„Sieh zu, daß du an die Funksprechanlage herankommst, und sage ihnen, sie sollen vom nächsten Revier einen Wagen mit Blauen schicken. Aber laß den Cops ausrichten, sie möchten nicht mit Sirenengeheul antanzen, sondern schön still und bescheiden.“

Der Fahrer öffnete aus der Kniebeuge heraus die Wagentür, kroch ins Innere und sprach mit der Zentrale.

Ich zündete mir einen Glimmstengel an, und ich hatte ihn noch nicht ausgeraucht, als der Wagen mit den Polizisten auftauchte. Er hielt neben uns, und die Beamten stiegen aus.

Der Streifenführer salutierte. Ich zeigte ihm meinen FBI-Ausweis.

„Der Mann in dem Haus hat nur zu Uniformen Vertrauen. Weisen Sie uns ihm gegenüber als FBI-Leute aus.“

Er nickte und ging zu dem Stacheldrahttor. Die Dogge bellte ihn so gewaltig an, daß er sich kaum verständlich machen konnte.

„Öffnen Sie!“ rief er. „Hier sind G-men, die Sie sprechen wollen.“

Der Lauf verschwand, der Fensterladen wurde ganz aufgestoßen, und das Gesicht des Mannes erschien. Die Entfernung war zu groß, als daß ich Einzelheiten des Gesichts hätte erkennen können. Ich sah nur, daß er schwarze Haare hatte, aber ich hörte, daß er erbärmlich fluchte.

„Was wollen die Burschen, zum Teufel?“ brüllte er. „Ich habe sie nicht gerufen. Dieses ist mein Haus, und ich denke nicht daran, jedem hergelaufenen Hanswurst das Betreten zu erlauben.“

Ich war neben den Cop getreten.

„Hören Sie, Baker!“ rief ich. „Ich gebe Ihnen drei Minuten. Wenn Sie bis dahin nicht das Tor geöffnet haben, werden sie mich kennenlernen. Haben Sie verstanden?“

Er antwortete nicht. Er schlug nur das Fenster zu. Zwei Minuten lang geschah nichts, und ich dachte schon, er würde es darauf ankommen lassen. Dann ging doch die Haustür auf, und Lush Baker ging durch den ungepflegten Vorgarten auf uns zu.

Er war ein mittelgroßer, kräftiger Mann mit einem mageren, aber kantigen Gesicht. Seine Wangenknochen standen vor, und seine Augen waren klein und sehr blau. Er hatte einen großen, nicht einmal schlecht geschnittenen Mund und kleine, enganliegende spitze Ohren. Trotz der frühen Stunde war er vollständig bekleidet.

„Was wollen Sie?“ fragte er.

Ich zeigte ihm meinen Ausweis, wandte mich dann an den Cop. „Vielen Dank, Sergeant, aber am besten fahren Sie jetzt wieder. Machen Sie einen Umweg. Es ist nicht notwendig, daß man in der Bowery merkt, daß die Polizei unterwegs ist.“ Zu Baker sagte ich: „Lassen sie uns herein. Wir haben eine ernste Sache mit Ihnen zu besprechen.“

Er ließ einen mißtrauischen Blick von einem zum anderen laufen, schloß die Tür auf und faßte seinen Hand am Halsband.

Ich gab dem Fahrer die Anweisung, sich mit dem Wagen zu verkrümeln.

Lush Baker stiefelte uns wortlos voran auf sein Haus zu, führte uns in ein bescheiden eingerichtetes Wohnzimmer, drehte sich uns zu und sagte knapp: „Also, schießen Sie los, aber machen Sie schnell.“

Ich tat ihm den Gefallen nicht. Der Mann fing an, mich zu interessieren. Ich wußte nicht, ob er je ein Verbrechen begangen hatte, aber ich zweifelte nicht daran, daß er das Zeug dazu hatte. Schließlich waren Shine, Goodman und Firestone skrupellose Gangsterbosse, und doch waren sie bisher nie eines Verbrechens überführt worden.

Ich setzte mich auf einen schäbigen Plüschstuhl.

„Stenton Shine wohnt entschieden eleganter als Sie, Lush,“ sagte ich. „Schwer, in der Branche groß zu werden, was?“

Er zog einen Winkel seines Mundes zu der Andeutung eines Lächelns hoch. „Nicht schwerer als in jedem anderen Geschäft, in dem die Konkurrenz groß ist,“ antwortete er.

„Aber dort wird nicht immer so scharf vorgegangen. Kein Lebensmittelhändler schießt dem anderen ein Loch in den Anzug.“

Er kapierte rasch. „Will Stenton Shine mich umlegen?“ fragte er.

„Ich konnte Ihrer Reaktion auf unser Auftauchen entnehmen, daß Sie das bereits wußten,“ antwortete ich.

„Natürlich,“ sagte er, „will er versuchen, mich heute umzulegen.“

„Ich nehme es an. Wahrscheinlich in den nächsten sechs oder sieben Stunden.“

Sein Gesicht war steinern.

„Danke für die Warnung,“ sagte er. „Damit ist Ihre Aufgabe wohl erfüllt, und Sie können gehen.“

„Irrtum, Lush. Wir können nicht in Ruhe Zusehen, wenn ein Bürger des Staates getötet wird, was immer wir über ihn denken mögen.“

„Ich kann für mich selber sorgen.“

„Unterschätzen Sie Shine nicht. Sie werden die Polizei nicht mehr rechtzeitig benachrichtigen können. Daß er als erstes für die Unterbrechung der Telefonleitung sorgt, ist für ihn selbstverständlich wie das Einmaleins.“

Er verlor ein wenig die Fassung. „Wenn ich um meine Haut keine Sorge habe, brauchen Sie es auch nicht,“ fauchte er heftig.

„Soll ich Sie mal nach Ihrem Waffenschein fragen, Lush?“ sagte ich.

„Können Sie haben,“ knurrte er, holte seine Briefftasche hervor und fischte einen Waffenschein heraus.

Ich las ihn aufmerksam, faltete ihn zusammen und gab ihn ihm wieder.

„Der Wisch lautet auf ein Jagdgewehr. Wenn mich mein Ohr nicht getäuscht hat, war es ein Karabinerknall, der die Kugel begleitete, die Sie mir vorhin zuge-
dacht hatten.“

„Es war ein Jagdgewehr,“ schnauzte er, „und jetzt scheren Sie sich raus!“

Ich stand auf. „Schluß!“ piff ich ihn an. „Glauben Sie, wir lassen euch hier wild in der Gegend herumknallen, wie es euch Spaß macht? Wir bleiben hier, bis Shines Leute kommen. Damit werden Sie sich abfinden müssen.“

Er wollte noch etwas sagen, klappte den Mund aber wieder zu. Er sah ein, daß es zwecklos war. Wütend pflanzte er sich auf einen Stuhl und sah zum Fenster hinaus.

Ich winkte Phil, Trown und dem Kollegen zu, es sich ebenfalls bequem zu machen.

In tiefem Schweigen warteten wir etwas weniger als zwei Stunden. Zwanzig Minuten nach acht Uhr ging das Telefon. Baker stand auf und ging an den Apparat, der im Zimmer stand. Er meldete sich mit einem „Hallo!“ wiederholte es und hängte dann ein.

„Was war?“ fragte ich.

„Nichts,“ antwortete er. „Der Anrufer hat sich nicht gemeldet.“

Ich ging zum Telefon und nahm den Hörer ab. Die Leitung war tot. Es war kein Freizeichen des Amtes darin.

Vorsichtig legte ich den Hörer wieder auf die Gabel.

„In spätestens zehn Minuten sind Shines Leute hier,“ sagte ich. „Sie haben die Telefonleitung zerschnitten. Vorher haben sie sich noch vergewissert, ob Sie auch zu Hause sind, Baker. Darum der Anruf.“

Ich trat zu ihm ans Fenster. Die 123. lag still und leer da.

„Es ist eine Freileitung,“ erklärte er. „Ich glaube, ich habe das einzige Telefon in der 123. Sie können die Leitung weit von hier durchgeschnitten haben.“

Wir verteilten uns auf die drei Fenster des Raumes, blieben aber in Deckung. Ich entsicherte die Maschinenpistole.

Plötzlich waren drei Wagen da, ein Ford, ein schwerer Chrysler und ein Cadillac. Der Cadillac stoppte, und ich sah drei Leute herausspringen und hinter ihm in Deckung gehen. Der Ford stoppte kurz, richtete seine Kühlerhaube auf das Tor. Der Chrysler fuhr weiter, drehte eine Kurve und brummte mit voller Fahrt in den Stacheldraht.

Wir hörten den Draht kreischend lange Streifen über den Lack ziehen. Gleichzeitig heulte der Motor des Ford auf. Der Wagen drückte den Kühler gegen die Gartentür, seine Räder mahnten, das Holz splitterte, und dann flog die Tür plötzlich aus den Angeln und gleich ein halbes Dutzend Schritte in den Garten hinein. Wenige Augenblicke später zerknallten die Stacheldrähte, die sich der Chrysler vorgenommen hatte.

Ich fühlte, wie Baker meinen Arm packte.

„Hören Sie, G-man,“ hastete er hervor. „Wenn die Burschen geschossen haben, wenn sie nur ein einziges Mal geschossen haben, dann können Sie sie doch wegen Mordversuchs verhaften, nicht wahr?“

„Natürlich,“ sagte ich, ohne die Wagen aus dem Auge zu lassen. Ehe ich es verhindern konnte, hatte Lush Baker plötzlich das Fenster aufgestoßen und stand schon auf der Fensterbank.

„Sind Sie verrückt geworden?“ brüllte ich und griff nach seinem Rock, um ihn zurückzuziehen, aber ich erwischte ihn nicht mehr. Er sprang hinunter in den Garten.

Beide Wagen waren vielleicht noch fünfundzwanzig Yard vom Haus entfernt. Bakers Erscheinen hatte die Wirkung, daß die Fahrer auf die Bremsen traten, daß die Wagen auf der Stelle bockten.

In der nächsten Sekunde flogen sämtliche Türen an den Fahrzeugen auf. Es geschah so gleichzeitig, als wäre es einstudiert. Aus jedem Wagen sprangen vier Mann heraus, zwei jeweils nach links, zwei nach rechts.

Ich beugte mich weit aus dem Fenster, die Maschinenpistole im Anschlag. Es ging alles rasend schnell, aber dennoch erkannte ich bei dem Ford Lesby Firestone, beim Chrysler John Goodman. Sie hatten alle Schießwerkzeuge in den Händen, und sie zögerten nicht, auf den Abzug zu drücken.

Lush Baker war zu diesem Zeitpunkt schon an drei Vierteln der Hausfront entlanggehuscht. Ich verstand seinen Plan. Er wollte ums Haus herum, bevor sie ihn trafen. Wir würden schon dafür sorgen, daß sie ihm nicht folgen konnten.

Ich bewegte die Maschinenpistole im Viertelkreis und zog durch.

Ich setzte ihnen so eine Serie vor die Füße, daß die Gartenerde hochstob und sie im ersten Schreck die Finger von den Hähnen ließen. Baker gewann die Haus Ecke, warf sich herum und war in Sicherheit.

Die Barrikadenbrecher mit dem Ford und Chrysler rannten in die Deckung ihrer Wagen zurück, aber jetzt herrschte unter ihnen nicht mehr die schöne Einigkeit wie beim ersten Auftritt. Goodman und einer seiner Leute warfen sich neben dem Chrysler in Deckung, zwei andere enterten das Fahrzeug, stritten sich sekundenlang um das Steuer, einigten sich, ließen den Motor heulen, warfen den Rückwärtsgang hinein und rollten ab. Goodman und sein Mann lagen nackt da, unverfehlbare Zielscheibe für jeden Anfänger im Handwerk.

Ich zerknallte dem zurückrollenden Chrysler die Vorderreifen. Phil erwischte ihn vom Nebenfenster etwas seitlich und zerpustete fast gleichzeitig einen Hinterreifen. Der Wagen drehte sich langsam im Kreis, bohrte die luftlosen Räder tief in den weichen Gartenboden und stand trotz des laut heulenden Motors.

Firestone und seine Leute waren etwas umsichtiger gewesen. Sie waren zusammen in ihren Ford gestürzt, waren ebenfalls im Rückwärtsgang abgebraust, aber der Fahrer traf in der Aufregung nicht das Loch, das er bei der Einfahrt ge-

rissen hatte, und im Rückwärtsgang langte die Kraft des Wagens nicht auf Antrieb. Sie ließen die Maschine arbeiten. Dann sahen sie ein, daß es nicht zu machen war, sprangen heraus und versuchten, zu Fuß aus Bakers Garten zu entweichen, der sich so unversehens für sie in eine Rattenfalle verwandelt hatte.

Ich hatte einen großen Augenblick. Ich zersägte mit der Maschinenpistole etwas die Luft, während sie wie die Hasen herumsprangen, und brüllte ihnen dann ein donnerndes „Halt!“ zu. Sie erstarrten wie Roboter, denen der elektrische Strom ausgegangen ist.

Ich setzte ein „Hände hoch!“ hinterher. Sie ließen alles fallen, was sie bei sich trugen, und reckten die Arme. Goodman und seine Leute taten gleich mit, obwohl sie eigentlich nicht angesprochen worden waren.

Ich jumpte aus dem Fenster. Okay, wir hatten sie, nur einer war uns sang- und klanglos durch die Lappen gegangen: Stenton Shine. Während Firestone und Goodman ihre Geländeübungen im Garten machten, war der Cadillac draußen vor dem Tor eilig und gewissermaßen lautlos abgehauen. Wenn ich es richtig gesehen hatte, so hatten sie sich nicht einmal an der Schießerei auf Lush Baker beteiligt. Vielleicht schaltete Shine schneller als seine Genossen und hatte den Braten gerochen, als er Baker so plötzlich um die Ecke preschen sah.

Was wir an Handschellen bei uns hatten, langte nicht ganz. Phil trieb sie mit dem .38er zusammen, während unser Kollege sammelte, was sie an Schießseisen verloren hatten. Dann ging er, um ein Transportmittel für die acht Mann zu holen.

Ich ließ es mir nicht nehmen, sie in gesetzten Worten wegen gemeinschaftlichen Mordversuchs und Bandenverbrechens in Haft zu erklären.

Währenddessen stand Lush Baker hinter mir und lächelte dünn. Es war kein schlechter Schlag, den wir da gelandet hatten. Eigentlich hätte ich diesem Baker dankbar dafür sein müssen, daß er uns so einwandfreie Beweise lieferte, aber glauben Sie nicht, daß mir sein Gesicht dadurch auch nur für einen roten Heller sympathischer geworden wäre.

Ich bat Phil, den Abtransport zu übernehmen. Dann wandte ich mich Baker zu.

»Ich glaube, mit Ihnen habe ich noch einiges zu besprechen. Gehen wir ins Haus.«

Er ging voran. Trown kam mit. Baker wollte uns wieder ins Wohnzimmer führen, aber ich kümmerte mich nicht darum, sondern ging auf die Tür am Ende des Ganges zu. Er protestierte nicht, obwohl er es hätte tun können, denn ich besaß keinen Haussuchungsbefehl. Die Tür ging in eine nicht besonders eingerichtete Küche. An der Rückfront führten vier Stufen hinab zu einer weiteren Tür, und als ich diese aufstieß, befand ich mich in dem langgestreckten Anbau, der—das sah man auf den ersten Blick—als Sporthalle diente.

Erst dachte ich, der Laden sei leer, dann erblickte ich einen alten Mann, der uns aufmerksam entgensah.

„Hallo,“ sagte ich.

„Hallo,“ antwortete der Alte. Er hatte eine baßtiefe Stimme, aber seine Gestalt war eher zierlich und ein wenig krumm vom Alter.

„Wer ist das?“ fragte ich.

„Onkel von mir, Webb Stumpton,“ antwortete Baker. „Komm her, Webb.“

Der Alte kam und sah uns neugierig an.

„Hat Sie das Schießen nicht gestört?“ fragte ich.

Er grinste.

„Tut mir leid,“ antwortete Baker. „Er ist stocktaub.“

„Er hat doch vorhin geantwortet, als ich grüßte.“

„Wenn man langsam spricht, kann er die Worte an den Lippenbewegungen ablesen.“

Na schön, so sehr interessierte mich Bakers Verwandtschaft wieder nicht. Er schien den Alten als eine Art Faktotum zu verwenden. Ich machte eine grüßende Armbewegung zu ihm hin.

Wir gingen ins Haus zurück. Ich inspizierte noch die obere Etage, aber außer zwei völlig harmlosen Schlafzimmern gab es hier nichts zu sehen.

Eigentlich war nichts mehr zu tun. Ein Polizeiwagen war inzwischen eingetroffen, und auch unser Fahrzeug war zurückgekommen. Sie verluden eben die Burschen.

Wissen Sie, es wurmte mich gewaltig, daß wir diesem Baker seine Geschäfte besorgt hatten. Natürlich ist es immer gut, wenn Gangster dahin gebracht werden, wo sie am besten schon geboren werden sollten: ins Kittchen nämlich. Wenn man sie dahin bringen kann, nimmt man in Teufels Namen auch die Hilfe eines anderen Gangsters gern in Anspruch. Aber daß Baker, der doch in eine Reihe mit Shine, Firestone und Goodman gehörte, mit dem einen Unterschied, daß er ein Anfänger in dem Geschäft war, daß also dieser Baker nun so rein da stand wie die Jungfrau von Orleans, das ärgerte mich. Außerdem hatte er jetzt freie Bahn.

„Also, Wiedersehen, Baker,“ verabschiedete ich mich von ihm. „Glauben Sie nicht, daß wir Ihnen jetzt die Bahn freigeräumt haben. Ich werde Ihnen gewaltig auf die Finger sehen, und wenn es not tut, werde ich Ihnen daraufklopfen.“

Er verzog keine Miene seines Gesichtes. Nicht mal in seinen Augen war zu lesen, ob er mich haßte, fürchtete oder nur über meine Worte lachte.

Wir fuhren ab, nahmen im Hauptquartier ein verspätetes Frühstück ein und knöpften uns gleich anschließend unseren ganzen Fang der Reihe nach vor.

Was in Goodmans und Firestones Begleitung gewesen war, fanden wir in unseren Karteien wieder. Sie wußten alle, wie ein Gefängnis von innen aussieht, und ihre Register reichten vom kleinen Diebstahl bis zum bewaffneten Überfall. Lediglich Goodman und Firestone selbst waren noch nicht vorbestraft.

Schön, wir hatten eine handfeste Anklage wegen Mordversuches gegen sie, mit Augenzeugen und Schußwaffen, in denen die Kugeln fehlten, die wir aus Bakers Garten geklaut hatten. Zwar fanden die beiden Bosse ihre Sprache wieder und verlangten Anwälte, die wir ihnen nicht verweigern durften, aber auch die Anwälte konnten nichts ausrichten.

Als wir am späten Abend dem Richter die Akten und die Gutachten der Laboratorien und unsere Aussagen als Zeugen vorlegten, schickte er uns den gesamten Kram eine halbe Stunde später mit säuberlich Unterzeichneten Haftbefehlen zurück, so daß aus der vorübergehenden Polizeihaft eine unbeschränkte Untersuchungshaft wurde. Da es für eine Anklage auf Mordversuch keine Möglichkeit der Kautionsstellung gab, saßen die beiden Boxgangster und ihr Anhang vorläufig fest.

Eines war erstaunlich. Bei allen Verhören konnten wir die Brüder nicht dazu bewegen, irgend etwas Belastendes gegen Stenton Shine auszusagen. Natürlich hätten Firestone und Goodman nach ihrem Gemüt der lieben Konkurrenz gern

etwas ans Bein gebunden, und wenn sie wollten, so konnten sie uns so gute Aussagen gegen Shine liefern, daß wir ihn kassieren konnten. Aber sie waren zu klug dazu. Ihre Rechnung sah so aus: Shine weiß, daß wir ihn mit in die Tinte reißen können, in der wir sitzen. Er wird also alles unternehmen, um uns herauszuholen. Tut er es nicht, so haben wir immer noch Zeit, ihn zu belasten, oder wir sparen es uns gar auf, bis wir Zeit und Gelegenheit finden, eine hübsche kleine Erpressung an ihm auszuprobieren. Vorläufig wollen wir ihn schonen.

Stenton Shine selbst schien nicht so völlig von dieser Art Fairneß seiner Kumpane überzeugt zu sein. Ich hatte zwei Kollegen in die 115. Straße geschickt mit dem Auftrag, ihn zu einer Zeugenvernehmung herzuschaffen, aber Nummer 13 lag tot und verlassen. Unsere Beamten warteten den ganzen Tag, aber Shine ließ sich nicht blicken.

Sie alle kennen sicher das schöne Gefühl, das man nach getaner Arbeit hat. Wir hatten es, als wir am späten Abend den letzten der Bande sein Protokoll hatten unterschreiben lassen und ihn mit gesenktem Kopf durch die Tür abschieben sahen. Handgelenk an Handgelenk mit einem Cop durch ein zartes Kettchen verbunden.

„Puuh,“ sagte ich und stieß die Luft aus. „Gehen wir etwas trinken?“

Trown hatte einen großen Tag gehabt. Er war die ganze Zeit anwesend gewesen, während wir die Gangster vernahmen, und er hatte fast mehr stenografiert als unser Vernehmungsstenograf.

„Cotton,“ sagte er, „ich glaube, Sie haben eine Menge für die Sauberkeit des amerikanischen Boxsports getan.“

Ich lachte.

„Danke, Trown. Werden Sie ein Diplom für mich beantragen oder wenigstens die Ehrenmitgliedschaft in der National Boxing Corporation? Vergessen Sie nur eines nicht. Es war durchaus nicht meine Aufgabe, den Boxsport zu säubern. Ich soll einen Mörder finden, und trotz aller Säuberung, ich habe nicht das Gefühl, dem Boxer-Killer näher gekommen zu sein.“

Tja, da saßen sie alle, und ihre Gesichter wurden länger. In der ersten Freude hatten wir wohl alle nicht daran gedacht, daß wir Goodman und Firestone sozusagen nebenbei gefischt hatten und daß zumindest keine offensichtliche Bindung zwischen ihnen und unserem eigentlichen Geschäft bestand. Es ist, als wenn man einen zwanzigpfündigen Lachs fischen will und hat plötzlich ein halbes Dutzend Stichlinge am Haken. Das ist für ein Anglerherz auch keine rechte Entschädigung.

Ich drehte meinen Kopf Trown zu, der in seinen Notizen kramte.

„Hören Sie, Robby,“ sagte ich, »ich habe ziemliches Vertrauen zu Ihrem Riecher. Wollen Sie für uns herausbekommen, was es mit Lush Baker auf sich hat? Vielleicht war nicht Shine die richtige Adresse, vielleicht ist es Baker.“

Er machte nicht gerade das erfreuteste Gesicht.

„Schade, Cotton, ich habe hier die beste Story,“ er schlug auf seine vollgekritzelten Blätter, „die in den letzten zehn Jahren über das Boxen veröffentlicht worden ist. Wenn mein Chef nur eine Handvoll Grips in seinem Gehirn und zwei Fingerspitzen voll Mut in seinem Herzen hat, dann bringt er jetzt im *Ring frei* meine Serie über die Hintergründe des Boxgeschäftes und anschließend oder gleichzeitig die Geschichte der Aufdeckung. Ich bin dann ein gemachter Mann.“

„Lassen Sie es einen anderen schreiben,“ empfahl ich.

Er grinste. „Glauben Sie, wir Journalisten hätten kein Berufsethos? Das ist genauso, als wenn ich Ihnen raten würde, Sie sollten einen anderen FBI-Mann den Killer fangen lassen.“

„Wenn Sie dabei sind, wenn wir den Killer stellen, bekommen Sie eine tollere Story als die, die Sie jetzt haben.“

„Mag sein,“ antwortete er, „aber ob diese Geschichte noch etwas mit dem Boxen zu tun hat?“

Bevor ich ihm antworten konnte, ging die Tür auf, und Sherlock kam herein. Sie erinnern sich, jener Kollege, den ich mit den Nachforschungen nach Lewis Neston beauftragt hatte und den wir Sherlock nannten, weil er ein Faible für Kleinigkeiten hatte.

„Hallo, Cotton,“ grüßte er. „Ich glaube, ich bin fertig mit der Aufgabe, in Lewis Nestons kurzem Leben herumzuschnüffeln. Ganz interessant, was dabei herauskam.“

Er nahm einen engbeschriebenen Bogen aus der Brusttasche, setzte sich und machte Anstalten, seinen Bericht vorzulesen.

„Fein, Sherlock,“ sagte ich, „leg es mir auf den Schreibtisch. Ich lese es nachher. Ich bin gerade dabei, diesen jungen Mann,“ ich zeigte auf Trown, „für uns zu keilen, und ich habe ihn noch nicht weich.“

Sherlock lächelte mich von unten an. Sie müssen wissen, wir sind ein wenig Rivalen. Er mag meine Methoden nicht besonders, und eigentlich hat er recht. Ich bin manchmal ein wenig rauhbeinig, und vielleicht gebe ich oft nicht genug auf Kleinigkeiten.

„O nein, Cotton,“ sagte er, „ich lasse es mir nicht nehmen, dir vorzulesen, was ich zusammengetragen habe.“

Und er fing an. Es war eine schöne lange Sache. Er hatte nichts vergessen und nichts ausgelassen. Mit einer ein wenig leiernden Stimme las er alles vor über Lewis Nestons Eltern, über seine Geburt und über die Verhältnisse, in denen er aufgewachsen war. Ich fragte mich, ob wir auch noch einiges über die Hebamme erfahren würden, die ihm in die Welt geholfen hatte. Sherlock las und las. Wahrhaftig, es war so uninteressant wie nur möglich. Dieser arme Neston hatte das durchschnittlichste Leben geführt, das man sich nur vorstellen kann.

Sherlock erreichte den Todestag, und ich dachte, nun würde es gleich überstanden sein, aber dann folgten noch ein paar Sätze, und die ließen mich aufhören.

Mein Kollege las: „Es wurde im Abschnitt zwei festgestellt, daß Lewis Neston die Lincoln-Fortbildungsschule besuchte, und zwar bis zu seinem sechzehnten Lebensjahr. Die Lincoln-Fortbildungsschule beteiligt sich an den jährlichen Sportfesten der Stadt New York, bei denen die Schulen untereinander sportliche Wettbewerbe aller Art um den Wanderpreis des Präsidenten austragen. Lewis Neston gehörte in seinem Abgangsjahr der Boxmannschaft der Lincoln-Schule an. Bei den Kämpfen fand u. a. ein Treffen mit der Riege der Lebbberthone-Schule statt. Lincoln besiegte Lebbberthone klar. In der Lebbberthone-Riege stand damals während jener Wettkämpfe ein Schüler namens Cross Crower. Lewis Neston schlug Cross Crower laut dem Spruch des Kampfrichters eindeutig nach Punkten.“

Es war eine Sensation, eine glatte Sensation, die Sherlock uns mit seiner trockenen Stimme verkündete. Wir alle rissen die Münder auf und starrten unseren Kollegen an. Er aber sagte mit einem Lächeln: „Diese letzte Feststellung ging über meinen eigentlichen Auftrag hinaus.“

Ich wurde wach, ich wurde sogar sehr wach.

„Meinen Dank, Sherlock,“ sagte ich.

Ich wandte mich an alle. „Wir haben eine Linie, eine ganz klare Linie. *Panther Al Yersey*, *Goody Ghose*, *Laraby Pat*, *Harlow Putty* und nun *Lewis Neston*, alles Männer, die *Cross Crower* schlugen. Und nun kommt *Cross Crower* und schlägt sie, nicht nur k.o., nicht nur nach Punkten, sondern er schlägt sie tot.“

„Aber *Cross Crower* ist ebenfalls tot!“ rief Phil. „Willst du sagen, die Toten kämen zurück?“

„Okay,“ antwortete ich, „vielleicht ist er wirklich tot. Wir werden es noch einmal nachprüfen. Sherlock, das ist eine Aufgabe für dich. Stell fest: War es wirklich *Cross Crower*, der dem Verkehrsunfall zum Opfer fiel?“

Sherlock nickte nur und notierte sich den Fall. Ich aber fuhr fort: „Nehmen wir an, *Crower* ist tot, begraben, ehrlich gestorben. Wer dann kann es für seine Aufgabe halten, seine Niederlagen in Siege zu verwandeln? Nur einer, der ihm nahestand. Irgendeiner, der mit ihm zu tun hatte—wer?“

„*Stenton Shine*,“ sagte *Trown*, „managte *Cross Crower*.“

„Er verkaufte ihn. Er betrog ihn. Er zwang ihn, sich schlagen zu lassen. Ich glaube nicht, daß *Stenton Shine* der Killer ist. Weiter, wer kommt noch in Frage? Wer stand in *Crowers* Ecke, wenn der Gong ertönte? Wer knüpfte Hoffnungen an seine Laufbahn? Wer war interessiert an seiner Karriere? Wer wollte ihn als großen, erfolgreichen Kämpfer im Ring sehen, als gewissermaßen Unbesiegbaren?“

Ich sah *Trown* fragend an. Er zögerte mit der Antwort.

„*Cross Crower* war nie eine Größe,“ sagte er schließlich langsam. „Sie werden schnell vergessen, und noch weniger beachtet man die Leute, die um sie sind, die ihnen die Körper trocknen, ihnen den Bademantel reichen. Gut, ich lasse meine Berichte schießen. Ich werde versuchen, herauszubekommen, wer in *Cross Crowers* Ringecke stand.“

„Das ist doch alles Irrsinn!“ rief Phil dazwischen. „Zum Henker, *Jerry*, welcher Mann kommt auf die Idee, die Niederlagen eines Boxers, eines toten Boxers außerhalb des Ringes in Siege verwandeln zu wollen? In Siege, die gleichzeitig den Tode des Gegners bedeuten. Der Mann müßte wahnsinnig sein!“

„Der Mann ist wahnsinnig,“ sagte ich langsam. „Ich zweifle nicht daran, daß der Boxer-Killer wahnsinnig ist.“

Okay, jetzt hatte ich gesagt, was wir vielleicht alle schon lange gedacht hatten, und trotzdem glaube ich, war keiner unter uns, nicht einmal der trockene Sherlock, dem es nicht kalt über den Rücken rieselte.

Schön, es gibt eine Menge Psychologen und sonstige Wissenschaftler, die behaupten, kein Verbrecher sei ganz normal. Wahrscheinlich haben sie recht damit, und ich habe es selbst einigemal erlebt, daß die ausgekochtesten Gangster anfangen, verrückt zu spielen, wenn sie sich in der Klemme sahen. Doch meistens kann man damit rechnen, daß ein Mann die Arme hochhebt, wenn man ihm einen Pistolenschuß unter die Nase hält. War der Boxer-Killer wahnsinnig, dann konnten wir

nicht damit rechnen. Dann würde es, wenn wir ihn faßten, blutig und scheußlich werden. Wenn wir ihn faßten, dann—ja, aber wir hatten ihn noch nicht. Wir wußten ja nicht einmal, wo wir ihn suchen sollten.

Es war Phil, der diese Frage stellte, im selben Augenblick, in dem ich sie dachte: „Wer ist er?“

„Verlang keinen Namen, jedenfalls aber ein Mann, der enge Beziehungen zu Crower hatte.“ Mir kam eine Idee. „Wahrscheinlich ein Mensch, der alle seine Hoffnungen auf Crowers Karriere gesetzt hatte.—Sherlock, notieren Sie sich auch das. Suchen Sie alle Verwandten und Freunde von Cross Crower, und stellen Sie fest, wieweit sie an seiner Laufbahn beteiligt waren.“

„Ist Lush Baker unter diesen Umständen noch für Sie interessant?“ fragte Trown.

„Immer.“

Der Journalist stand auf.

„Ich werde trotzdem versuchen, etwas über die Leute zu erfahren, die in Cross Crowers Ecke standen,“ sagte er an der Tür. „Jetzt bin ich erst einmal fürs Schlafen.“

„Einverstanden,“ stimmte ich zu. „Ich denke, dafür sind wir alle, aber morgen geht es groß los. Eine Woche noch für den Fang des Killers und keinen Mord mehr.“

Jawohl, wir gingen schlafen, das heißt, ich legte mich ins Bett, aber ich kam nicht zum Schlafen. Zwar machte ich das Licht aus und drehte mich auf die Seite, aber dann knipste ich die Nachttischlampe wieder an, verschränkte die Arme unter dem Kopf und dachte nach.

Ich überlegte, wie der Mörder zu fassen sei, und je länger ich darüber nachdachte, desto merkwürdiger erschien mir eine kleine Sache, die mir bisher nicht aufgefallen war.

Sie erinnern sich, daß wir alle noch lebenden Boxer, die sich je mit Crower im Ring herumgeprügelt hatten, unter Bewachung stellten. Am Anfang trudelten ja eine Menge Meldungen von unseren Leuten ein, die irgendwelche verdächtigen Gestalten um ihre Schützlinge herum gesehen haben wollten, aber dann wurde es still, und ich hatte das Gefühl, als hätten unsere Leute bei dem Job das Gähnen bekommen.

Mir schien es auf einmal so, als sei das nicht in Ordnung. Natürlich, jeder vernünftige Mensch wird sich hüten, einen Mann zu überfallen, wenn die Luft nicht ganz rein ist oder er sie wenigstens nicht für rein hält. Aber der Boxer-Killer war kein vernünftiger.

Wenn dieser Mörder wirklich ein Verrückter war, ein Mensch, der unter dem Zwang stand, alle töten zu müssen, die jemals Cross Crower besiegten, dann mußte er nach diesem Zwang handeln. Dann mußte er versuchen, an die noch lebenden Männer heranzukommen. Es hätte sich also etwas ereignen müssen im Bereich der sechs Ringkanonen, die wir bewachen ließen, etwas mehr als nur ständig blinder Alarm.

Ich bin kein Sachverständiger für Geisteskrankheiten, aber so viel weiß auch ich davon, daß ein Wahnsinniger seinen Zwangsvorstellungen folgen muß, er kann einfach nicht anders. Der Killer hätte also auf der Spur von einem der sechs sein müssen, und wir hätten eigentlich dabei auf den Unheimlichen stoßen müssen.

Jetzt stand ich sogar auf, schaltete die Deckenbeleuchtung ein und holte mir die Whiskyflasche. Mit Whisky und Zigaretten ließ ich mich im Wohnzimmer in einem Sessel nieder.

Weiter also. Es geschah aber nichts um die sechs Boxer. Bedeutete das also nicht, daß der Mörder nach landläufigen Begriffen doch ein planvoll handelnder Mensch war? Daß er die Finger von einem Eisen ließ, das ihm im Augenblick zu heiß erschien? Daß diese Morde also nicht planlos, aus einer Wahnidee heraus, geschehen waren, sondern ein Sinn dahintersteckte?

Gut, wenn aber ein Sinn dahintersteckte, dann mußte man den Mörder auch zu einer Tat provozieren können, indem man ihm vorspielte, er könne einen neuen Mord ohne Gefahr für sich selbst ausführen, indem man ihm gewissermaßen sein Motiv lieferte. Fragte sich nur, was war das Motiv?

Das war der Punkt, über den ich in dieser Nacht nachdachte, und als ich mich endlich ins Bett legte, da wußte ich es durchaus noch nicht. Ich hatte nur eine vage Vermutung, aber ich war entschlossen, es mit dieser Vermutung zu versuchen.

Als ich damals den Speech vor den versammelten Boxern hielt, war mir ein junger Bursche aufgefallen, der Jonny MacModen hieß, ein Ire von Geburt. Er hatte den letzten Kampf mit Crower vor dessen Unfall ausgefochten, und er hatte ihn ausgeknockt. Durch einen Anruf im *Ring frei* besorgte ich mir am anderen Morgen seine Adresse und ging hin.

Er bewohnte mit seinem Bruder zusammen eine kleine Wohnung in der Nähe eines Parks, und als ich klingelte, öffnete mir der Bruder. Jonny selbst war im Park unterwegs, um sein tägliches Dauerlaufpensum zu absolvieren, und ich erfuhr, daß unser Überwachungsbeamter sich ein Fahrrad besorgt hatte, um Schritt halten zu können. Der Bruder beschrieb mir den Weg, den der junge Sportsfreund zu nehmen pflegte. Ich machte mich auf die Socken.

Wir begegneten uns auf dem Kastanienweg des zu dieser frühen Stunde noch leeren Parkes. Er war im Trainingsanzug und erkannte mich sofort wieder.

„Hallo, Jonny!“ grüßte ich.

„Hallo, G-man,“ antwortete er und blies sich seine roten Haare aus der Stirn.

„Geraten Sie aus der Form, wenn sie Ihr Training für zehn Minuten unterbrechen und sich mit mir auf diese Bank setzen?“

„Denke, ich werde es vertragen können,“ lachte er.

Wir beschlagnahmten die nächste Bank. Unser Mann, der in Sichtweite hinter MacModen herradelte, fuhr weiter, stieg ab und beschäftigte sich mit der Natur.

„Neues von den Boxer-Morden?“ fragte der Ire. „Nichts gegen Ihre Leute, aber ich habe ein Mädchen und würde mich gern mit ihr zu einem Spaziergang treffen. Mit so einer Bewachung im Rücken macht es nicht den richtigen Spaß.“

„Eigentlich nichts Neues, Jonny,“ antwortete ich, „außer einem Plan. Weiß nicht, ob er etwas taugt, aber ich möchte es versuchen. Ich brauche Ihre Hilfe dazu.“

„Lassen Sie hören, Mr. G-man.“

Ich setzte ihm auseinander, was ich zu tun beabsichtigte. Mir war selber nicht ganz wohl dabei, und auch ihm gefielen meine Vorschläge nicht sehr. Er hatte keine Angst, aber er fürchtete, die Bedingungen könnten seiner Laufbahn scha-

den. Erst als ich ihm erklärte, wieviel die Sache seiner Laufbahn nutzen würde, wenn sie gut ausging, wurde er warm. Wir trennten uns nach einer Viertelstunde. Er hatte mir Vollmacht gegeben, in seinem Namen zu handeln.

Ich fuhr in die Bowery, und ich ließ das Taxi in der 115. Straße vor Stenton Shines Haus stoppen. Der Laden war geschlossen und verrammelt. Es regte sich keine Seele darin.

Ich ging zu Fuß weiter in die 119. Straße zu Beggar. Sie wissen, jene Kneipe, in der Shine mich zu seiner Glanzzeit mit seinen Leuten so hübsch fertiggemacht hatte. Kaum zu glauben, daß das erst achtundvierzig Stunden her sein sollte.

Auch das Haus war verschlossen, aber hier gab ich nicht so schnell auf. Ich hämmerte an der Tür herum, bis endlich in der ersten Etage ein Fenster geöffnet wurde und der schmutzige Kopf des Wirtes herausschaute, der seinen Gästen das Bierglas auf den Schädel zu schlagen pflegt, anstatt es säuberlich mit einer ordentlichen Blume zu servieren.

Der Bursche erschrak so, daß er sofort wieder zurückzuckte.

„He!“ brüllt ich hinauf. „Mach deinen Laden auf. Ich habe mit dir zu reden.“

Er bequemte sich, wieder aus dem Fenster zu schauen und zu antworten: „Wüßte nicht, was ich mit Ihnen zu reden hätte.“

Ich sprach nicht sehr laut, aber ich mußte wohl den richtigen Tonfall in der Stimme haben, denn nachdem ich ihm angedroht hatte, ich würde auf jeden Fall zu ihm hinaufkommen, bequemte er sich, seine Hose anzuziehen. Ich hörte ihn die Treppe herunterkommen. Sekunden später wurde ein Schlüssel gedreht, und die Tür quietschte auf.

Er hatte solche Angst, daß er ein harmloses Gesicht zog. Ich ging grußlos an ihm vorbei in den Schankraum, in dem es rauchig und nach abgestandenem Fusel roch, setzte mich an einen Tisch und musterte ihn von Kopf bis Fuß, bevor ich fragte: „Wo ist Stenton Shine?“

Er versuchte, mir treuherzig in die Augen zu schauen, aber das schaffte er nicht. Er senkte den Blick zum Boden und brummte: „Denke, in seiner Wohnung. Wo soll er sonst sein?“

Im nächsten Augenblick schrie er erschreckt auf, denn ich war wie ein Hurrikan hochgetobt und griff ihn bei seinem schmutzigen Hemd. Er dachte, ich würde ihn schlagen, und er zog den Kopf ein.

„Hör zu, du Seelenverkäufer,“ sagte ich leise, „ich habe ’ne Menge Sinn für Humor, und daß du mir ein Glas auf dem Kopf zerschmettert hast, das sei verziehen und vergessen. Du wirst mir zwar nicht glauben, aber ich habe sogar Verständnis dafür, daß du mir Shines Aufenthalt nicht angeben willst, denn du denkst, daß er es erfährt und entsprechend mit dir umgeht. Aber Shine ist erledigt. Er hatte gestern Pech, als er einem Konkurrenten an den Hals wollte. Wir schnappten seine Freunde Goodman und Firestone, und wir haben erstklassige Zeugenaussagen gegen ihn. Erzähle mir nicht, du wüßtest nichts davon. Ich wette jede Summe, daß ihr hier in der Bowery genauer über den Krach in der 123. Straße Bescheid wißt, als die Leute, die den Polizeibericht verfassen. Warum als fürchtest du Shine noch? Und jetzt, mein Freund, will ich dir eines sagen. Im Grunde interessieren mich weder Shine noch Goodman noch Firestone. Mich interessiert der Boxer-Killer. Ich gebe zu, ich habe was dagegen, daß ihr hier in der Bowery ein paar Gangsterhüuptlinge unterstützt, die mit dem Ehrgeiz armer Teufel Geschäfte ma-

chen, aber gut, jeder hat seine Schwächen. Nur, mein Junge, ich habe nicht die Spur Verständnis dafür, wenn ihr mir in die Quere kommen wollt, wenn ich einen fünffachen Mörder suche. Ich bin der Meinung, der Weg zu diesem Mörder führt über Shine, und jetzt wirst du mir sofort sagen, wo Stenton sich aufhält, oder ich verliere meinen Humor.“

Er ging richtig ein bißchen in die Knie vor Angst.

„Ich weiß es wirklich nicht, G-man,“ wimmerte er. „Gehen Sie zu Tudor. Das ist der Trainer, der Shines Leute betreut. Vielleicht kann der es Ihnen sagen.“

Ich merkte, daß er nicht log. Manchmal weiß man genau, ob einer lügt oder nicht.

„Die Adresse?“

Er nannte sie. Es war gar nicht weit. Die ganze Bande schien wie die Bienen auf einem Klumpen zu wohnen.

Tudor wohnte in einem großen Mietshaus in der zweiten Etage. Er hatte sogar ein Schild an der Tür, auf dem er sich stolz als Sportlehrer bezeichnete. Ein Klingelknopf war nicht vorhanden, und so bumste ich kräftig gegen die Füllung.

Es dauerte eine Weile, bis die Tür aufging, und ich fand mich dem grauhaarigen Pulloverburschen gegenüber, der bei meinem ersten Besuch den Jungs im Ring Anweisungen zugeschrien hatte. Er war nicht allein. Hinter ihm sah ich eine breit-schultrige Gestalt mit einem vertrauten Gesicht: einer von Shines Schützlingen, die mich in *Beggars Inn* als Sandsack mißbraucht hatten.

Tudors Gesicht wurde so grau wie seine Haare, als er mich sah, und der junge Sportsfreund im Hintergrund zog ein Gesicht, als suche er ein Mauseloch.

Ich machte eine kleine Handbewegung, und sie wichen zurück. Ich betrat den Korridor und schloß die Tür.

„Im großen und ganzen gesehen,“ sagte ich, „ist alles schiefgegangen, was Shine unternommen hat. Es ist Schluß mit der Boxschule und Schluß mit dem großen Verdienst. Ich prophezeie Kittchen zwischen fünfundzwanzig und dreißig Jahren. Doch das kommt später. Wo ist Shine?“

Natürlich rechnete ich auch hier mit einem Berg von Lügen, aber Tudor machte nicht einmal den Mund auf. Er starrte mich nur an.

Ich habe etwas gegen Erpressungen, aber hier ging es um eine große Sache. Ich nahm den .38er aus dem Halfter.

„Ich brauche Shine,“ sagte ich sehr ruhig. „Ich habe keine Zeit, lange mit euch herumzureden. Ihr habt mich überfallen und reichlich fertiggemacht. Wundert euch nicht, wenn meine Nerven nichts taugen und der Zeigefinger zittert. Kein Chef verlangt von einem G-man, daß er sich zweimal zusammenschlagen läßt. Er hätte gewiß Verständnis für mich, wenn mir der Zeigefinger ausrutscht.“

Wissen Sie, es kommt immer darauf an, daß man das, was man sagt, richtig herausbringt. Selbstverständlich konnten sie vor meinem .38er uralt werden, bevor ich durchzog, aber ich brachte es eben richtig raus. In Hollywood haben sie mir mal bescheinigt, daß ich weniger zum Schauspieler tauge als ein Wolf zum Lämmerhüten, aber manchmal kann ich doch Theater spielen. Heute und hier zum Beispiel konnte ich es.

Der junge Boxer im Hintergrund fing sofort an zu wimmern. „Ich weiß nicht, wo Mr. Shine sich befindet. Wirklich, ich habe keine Ahnung. Glauben Sie mir, G-man.“

Tudor hatte eine Kleinigkeit bessere Nerven. Er blieb fünf Sekunden länger standhaft, aber als ich den Sicherungshebel mit dem Daumen zurückschob, sagte er schnell: „Weiß nicht, wo Shine steckt. Kann Ihnen nur einen Tip geben. Stenton hat ein Landhaus in Appletown.“

Appletown kannte ich. Das war fast so etwas wie ein Vorort von New York, nur noch nicht eingemeindet.

Ich steckte die Kanone weg.

„Komm mit!“ befahl ich dem Pullover-Tudor. „Du zeigst mir den Weg und garantierst dafür, daß der Hinweis nicht falsch ist.“

Ich drehte mich um und ging zur Tür. In diesem Augenblick kam der Sportsfreund hinter des Trainers Rücken auf die miserable Idee, er könne die Situation noch retten. Er stürzte vor, aber er tat es einen Sekundenbruchteil zu früh, so daß ich die Bewegung spürte und mich noch umdrehen konnte.

Wissen Sie, ich war an diesem Morgen ziemlich in Fahrt. Ich blockte zwei Hiebe von ihm ab, und dann verpaßte ich ihm einiges, und weil er so sehr darauf versessen war, mich umzuhauen, vernachlässigte er seine Deckung, kassierte ein halbes Dutzend trockener Sachen auf die Körperstellen, die k.o.-verdächtig waren, und legte sich nach noch nicht fünf Sekunden auf die Erde.

Ich grinste Tudor an. „Du bist ein schlechter Trainer,“ sagte ich. „Du hast dem Jungen nichts Vernünftiges beigebracht.“

Der Graue versuchte nicht, die Scharte seines Schützlings auszuwetzen. Er stieg über den Jungen hinweg und kam wortlos mit.

Ein Taxi läßt sich auch in der Bowery finden.

„Appletown,“ sagte ich dem Fahrer, „aber stoppen Sie an der nächsten Telefonzelle.“

Ich rief das Hauptquartier an.

„Ich bin auf dem Wege nach Appletown,“ meldete ich. „Schickt einen Wagen mit ein paar Leuten hin. Vielleicht gibt es etwas abzuholen.“

Wir fuhren aus New York hinaus. Ich gab dem Fahrer die Erlaubnis, die Geschwindigkeitsvorschriften zu ignorieren, und er drückte auf den Gashebel.

Fast allen New Yorker Taxichauffeuren bereitet es Spaß, einmal so schnell fahren zu dürfen, wie ihre Wagen es können.

Wir erreichten Appletown nach fünfundvierzig Minuten. Eigentlich ist das eine Art Villenstädtchen, das nur noch nicht so recht in Mode gekommen ist.

Ich sah an der Stadtgrenze Tudor an, der den ganzen Weg über kein Wort gesprochen und sich kaum bewegt hatte. Er erwiderte den Blick nicht, aber er gehorchte der ungesprochenen Aufforderung, indem er von jetzt an die Führung übernahm. Er sagte, wenn wir links oder rechts einbiegen mußten, und schließlich befahl er: „Stop! Das ist es,“ setzte er hinzu und zeigte auf ein relativ großes, einsam liegendes Gebäude, dessen Garten so groß war, daß man ihn fast als Park bezeichnen konnte.

Tudor hatte den Wagen ein gutes Stück vorher zum Halten gebracht.

„Nur keine Hemmungen,“ sagte ich. „Fahren wir hin!“

„Ich möchte aussteigen,“ sagte der Trainer leise.

Auch der Taxifahrer drehte sich um.

„Nichts gegen ihren Beruf, G-man,“ brummte er und kratzte sich hinter dem Ohr, „aber mein Auto ist fast neu. Kratzer und Kugeln im Lack machen sich nicht

gut, und außerdem weiß ich nicht, ob die Berufsgenossenschaft es als Unfall anerkennen würde, wenn ich mir hierbei eine Kugel zuzöge.“

„In Ordnung,“ antwortete ich und stieg aus, „aber passen Sie ein wenig auf diesen Herrn auf. Ich bin dagegen, daß er sich entfernt.“

Ich ging auf das Haus zu. Die Gartentür war nicht verschlossen. Ich stieß sie auf und ging durch den Garten. Der Weg war breit genug, um einen Wagen passieren zu lassen, und ich sah in der roten Asche zwei Reifenspuren. Tudors Tip schien zu stimmen.

Glauben Sie mir, ich ging ziemlich sorglos auf Shines Villa zu. Natürlich war es möglich, daß er und seine beiden Leibgardisten hinter den Fenstern hockten. Es war sogar wahrscheinlich. Trotzdem hatte ich keine Angst, daß sie mich hier im Garten erledigen würden. Ich weiß ziemlich genau, was ein Gangster tut und was nicht. Hat er gemordet und weiß er, daß man ihm einen Mord beweisen kann, so wird er um sich schießen, wenn er gestellt wird. Hat er aber noch eine Chance, an Lebenslänglich vorbeizukommen, dann wird er es sich sehr überlegen, ob er auf einen G-man schießt, der fröhlich pfeifend auf sein Versteck losspaziert.

Es konnte sein, daß Shine und seine Leibgardisten jetzt die Kanonen in der Hand hatten und wild entschlossene Gesichter schnitten, aber am Abzug würden sie nicht rühren. Sie mußten außerdem annehmen, daß ich nicht allein kam, sondern eine ganze Hundertschaft Cops im Rücken hatte.

Ich erreichte unangefochten das Haus. Wohlerzogen klingelte ich und wartete artig. Ich klingelte noch einmal. Als sich immer noch nichts regte, nahm ich meinen .38er aus dem Halfter, trat zwei Schritte zurück und zerschoß das Schloß. Die Splitter flogen. Ich trat gegen die Tür, und sie krachte auf.

Beim Anblick, den mir die Halle bot, mußte ich mir fast das Lachen verkneifen. Meine drei Helden standen im Hintergrund, jeder ein Ding, mit dem man schießen konnte, in der Hand, aber man brauchte nur ihre Gesichter zu sehen, um zu wissen, daß sich die einst gefürchteten Gangster in ratlose Hilfsschüler verwandelt hatten.

„Hallo!“ sagte ich.

Joe und der andere Leibgardist taten als Antwort das, was sie wahrscheinlich von Anfang an am liebsten getan hätten. Sie ließen ihre Schießseisen fallen und hoben die Arme hoch. Nur Stenton Shine hielt seine Kanone hartnäckig fest und starrte mich wütend an.

Tja, in vierundzwanzig Stunden hatte sich auch Stenton Shine gewaltig verändert. Es bringt einen Mann ziemlich aus der Fassung, wenn er sich innerhalb eines Tages aus dem ungekrönten und gefürchteten König der Bowery in einen wegen Mordversuchs verfolgten Ganoven verwandelt. Klar, daß Shine annahm, Goodman und Firestone hätten ihn spornstreichs verpiffen, als sie selbst in der Patsche saßen, und ich hatte nicht die Absicht, ihn vorläufig darüber aufzuklären.

„Na, Stenton,“ sagte ich, „willst du dir an deiner Leibwache kein Beispiel nehmen? Oder möchtest du einen zweiten Mordversuch unternehmen? Die Strafe für zwei solcher Verbrechen ist nicht viel höher als für eines. Nur weiß ich nicht, ob dann noch eine Verhandlung gegen dich stattfindet. Kein Richter verurteilt einen Toten zu Zuchthaus.“

Er stierte noch zwei Sekunden lang, dann stieß er einen unverständlichen Fluch aus und feuerte seine Pistole in eine Ecke.

„Siehst du, jetzt können wir miteinander reden,“ lobte ich ihn. „Deine Diener brauchen wir nicht. Schick sie in die Küche, aber sie sollen nicht fortlaufen. Auch Polizisten sind manchmal nervös. Sie könnten schießen, wenn jemand durch den Park läuft.“

Sie trollten sich aus dem Raum. Sie nahmen an, das Haus sei umstellt. Ich mußte bei dem Gedanken lachen, daß meine ganz wehrfähige Begleitung aus einem Taxichauffeur bestand, der die Kleinlichkeit seiner Berufsgenossenschaft fürchtete.

In der Halle von Shines Villa gab es einen Kamin, und bei dem Kamin standen zwei Sessel. Ich beschlagnahmte einen von ihnen und lud Stenton mit einer Handbewegung ein, sich den anderen zu nehmen. Er tat es. Als er zu dem Sessel storchte, sah ich, daß er schwankte. Wahrscheinlich hatte er vierundzwanzig Stunden nicht geschlafen.

Ich nahm mir eine Zigarette und warf ihm das Päckchen hinüber. Er schüttelte den Kopf und legte es auf den kleinen Tisch zwischen uns.

„Wir sind dabei, eine schöne Anklage wegen Mordversuchs und wegen Anstiftung zum Mordversuch gegen dich zusammenzuzimmern,“ eröffnete ich das Gespräch. „Deine Laufbahn ist zu Ende, Shine.“

„Haben Goodman und Firestone mich belastet?“ fragte er heiser.

„Was hättest du an ihrer Stelle getan?“ fragte ich zurück, um nicht direkt lügen zu müssen. Offenbar hatte er eine schlechte Meinung von sich selber. Seine Haltung drückte Hoffnungslosigkeit aus. In dieser Verfassung war er mir gerade recht. „Du hast dich mit ihnen zusammengetan, um den neuen Konkurrenten, Lush Baker, zu erledigen. Ihr habt darüber sogar die alte Feindschaft begraben. Schlaue, wie du bist, hast du es verstanden, die Hauptarbeit den beiden und ihren Leuten zuzuschustern, aber das schließt nicht aus, daß du dabei warst. Du hast Geld, und du wirst dir einen guten Anwalt nehmen, und wahrscheinlich wirst du sogar relativ billig davonkommen, obwohl ich nicht glaube, daß die Richter dich unter zehn Jahren laufenlassen.“

Er antwortete nicht. Die Aussichten schienen ihm nicht gerade tröstlich.

Ich lachte.

„Das Lustige dabei ist,“ fuhr ich fort, „daß ihr mit eurem albernen Versuch Lush Baker völlig freie Bahn geschaffen habt, das Boxgeschäft an sich zu reißen. Gutes Geschäft für den Burschen. Er riskierte fünfzehn Sekunden lang, sich ein Loch im Anzug zu holen, und tauschte dafür zehn Jahre ungestörtes Arbeiten ein. Wenn du aus dem Gefängnis kommst, Stenton, dann ist Lush Baker der absolute König der Bowery, und ich möchte wohl erleben, ob du es dann noch fertigbringst, ihn aus seiner Stellung zu verdrängen.“

Können Sie sich vorstellen, daß ein alter, hartgesottener Gangster nahe am Weinen sein kann? Glauben Sie mir, Stenton Shine war nahe daran. Denken Sie aber nicht, daß es Reue war, nicht einmal Angst vor der Strafe, die ihn erwartete. Es war Wut über den glücklichen Konkurrenten. Ich musterte ihn genau, und ich dachte, daß ich ihn weit genug hatte.

„Ich gebe dir eine Chance, Stenton,“ sagte ich.

Er blickte hoch, und vielleicht überlegte er, ob er jetzt zum Scheckbuch greifen sollte, aber ich zerstörte ihm seine Illusionen.

„Glaube nicht, daß ich dich laufenlasse. Deine Jahre wirst du absitzen, und ich hoffe sogar, daß die Richter dir keine mildernden Umstände geben, aber ich gebe dir die Chance, vielleicht auch Lush Baker das Geschäft zu verderben. Ist das interessant für dich?“

Er antwortete, ohne zu überlegen. „Ja!“

„Gut,“ sagte ich, „jetzt spitz mal deine Ohren! Ich bin in eure finsternen Mächtschaften nur hineingeraten, weil ich den Boxer-Killer suche. Ich habe euch dabei reif für die schwedischen Gardinen gemacht, aber ich habe den Mann nicht gefunden, der die Morde begangen hat. Hältst du es für möglich, daß Baker damit zu tun hat?“

Er war klug genug, jetzt den glücklichen Feind nicht blindlings zu beschuldigen, sondern dachte nach.

„Wenn Baker hinter den Morden steckt, dann hätten sie nur den Sinn gehabt, unsere Geschäfte zu stören. Al Yersey stand bei Goodman unter Vertrag, aber er brachte kaum noch etwas ein. Laraby Pat war ein tüchtiger Junge und arbeitete für mich. Sein Tod war ein echter Verlust. Aber Goody Ghose und Harlow Putty boxten nicht mehr, von diesem Lewis Neston ganz zu schweigen.“

Verdammt, er hatte recht, und ich selbst wußte es ja, was er dort aufzählte.

„Gut, vielleicht ist alles Quatsch, was ich denke,“ sagte ich. „Aber wir müssen etwas tun, um dahinterzukommen. Kennst du Jonny MacModen?“

„Natürlich, ein guter Mittelgewichtler, kommt aus Irland und ist unabhängig.“

„Du bist ab heute sein Manager. Er wird den Vertrag unterzeichnen.“

„Vom Gefängnis aus?“

Ich lächelte. „Du wirst eine Zeitlang frei bleiben, Stenton. Du wirst deinen Geschäften nachgehen wie immer. Wir werden dafür sorgen, daß bekannt wird, du seiest nicht belastet. Wir werden dich der Form halber ein paarmal vernehmen, aber im übrigen wirst du ganz so tun, als seiest du in keiner Gefahr. Baker wird das sehr ärgern, und noch mehr wird er sich ärgern, wenn er erfährt, daß du den aussichtsreichen Jonny MacModen unter Vertrag genommen hast. Wenn—ich sage ausdrücklich wenn—Lush Baker an den Boxer-Morden beteiligt ist, dann wird sich irgend etwas ereignen. MacModen hat Cross Crower geboxt und geschlagen. Du hast Crower gemanagt und hast ihn ausgenommen. Für den Mörder gibt es also einen Grund, sich mit euch zu befassen, und sollte dieser Grund nur ein Vorwand sein, so gibt es die echte Notwendigkeit, wenn Lush Baker sein Geschäft ungestört aufziehen will. Du hast nur eine Aufgabe. Du mußt deinen Laden in alter Form weiterführen, und du mußt alle Angebote, die Baker dir vielleicht machen wird, stur ablehnen. Selbstverständlich mußt du uns auch über alles unterrichten, was passiert.“

Er hatte aufmerksam zugehört, den Kopf gesenkt. Jetzt sah er mich an.

„Ich soll den Lockvogel für den Killer abgeben?“ fragte er.

„Genau,“ bejahte ich kalt, „du und Jonny MacModen, wobei mir lieber wäre, der Killer suchte sich dich als nächstes Opfer aus.“

Er versuche einen kleinen Handel.

„Die Anklage gegen mich wird niedergeschlagen?“

Ich lachte laut. „Nicht die Spur, Stenton, ich sagte es doch schon. Vierzehn Tage bleibst du noch in Freiheit. Die einzige Chance, die ich dir gebe, ist, daß du Lush Baker deine Nachfolge verderben kannst, vorausgesetzt, er ist an den Morden be-

teilt. Passiert in vierzehn Tagen nichts, sperren wir dich ein und versuchen auf andere Weise, diese Verbrechen zu klären.“

Er knirschte ein wenig mit den Zähnen und kaute auf seinen Fingerknöcheln. Dann sagte er: „Einverstanden.“

Draußen heulte eine Sirene. Ich stand auf.

„Meine Kollegen rücken an. Wir werden euch jetzt kassieren, werden euch vernehmen und euch wegen Mangels an Beweisen vorläufig auf freien Fuß setzen. Hole deine Leute und sage ihnen, sie sollten nur nicht auf den Gedanken verfallen, den Untersuchungsbeamten die Beteiligung an dem Überfall in der 123. Straße zu gestehen.“

Ich gestehe, es war eine reichlich merkwürdige Kumpanei, in die ich mich da begeben hatte, aber es ging um einen Mörder, und so blieb mir keine große Wahl.

Schon am nächsten Tag kehrte Stenton Shine in sein Haus in der Bowery zurück, versammelte seine Boxer um sich und tat, als sei er ein großer Mann und werde es immer bleiben. Noch einmal einen Tag später fand sich Jonny MacModen bei ihm ein und begann in seiner Schule zu trainieren, und wieder vierundzwanzig Stunden später brachte *Ring frei* eine Meldung, daß Verhandlungen um einen Weltmeisterschaftskampf für MacModen eingeleitet seien, die wahrscheinlich zum Erfolg führen würden. Jeder Mann, der vom Geschäft mit dem Boxen etwas verstand, mußte angesichts der Erfolge und der Aussichten für Shine vor Neid platzen, ganz besonders aber ein Mann, der schon geglaubt hatte, er hätte jetzt die Hand am Drücker.

Für uns begann die unerfreuliche Aufgabe, die Überwachung in der Bowery zu organisieren, und zwar so zu organisieren, daß kein Verdacht entstand. Das ist nicht einfach in einem Viertel, in dem jeder jeden kennt. Es dauerte vier Tage, bis wir es richtig hingekriegt hatten, und es war schwierig genug. Einer unserer Gemen italienischer Herkunft mußte sich eine Karre holen und täglich Apfelsinen in der Bowery verkaufen, und als die ortsansässigen Obsthändler über ihn herfielen und den Konkurrenten verdroschen, durfte er leider nicht zeigen, was er in unseren Schulen gelernt hatte, sondern mußte die Prügel mit viel Geschrei, aber wenigem Zurückschlagen kassieren. Einem Friseur, der seinen Laden schräg gegenüber von Shines Wohnung hatte, kauften wir unter sanftem Zwang für vierzehn Tage sein Unternehmen ab und setzten einen Kollegen hinein, der angeblich etwas vom Haarschneiden verstand. Er produzierte die schönsten Haarschnitte, die man sich vorstellen kann, und wie die Leute aussahen, die er rasierte, will ich lieber verschweigen. Sie konnten froh sein, daß sie mit dem Leben davonkamen, und auch er kassierte schweigend eine Tracht Prügel, als einem seiner Kunden die Behandlung zu dumm wurde.

Wir hatten außerdem einen Taxichauffeur, der in unseren Gehaltslisten geführt wurde, und zum guten Schluß organisierten wir einen regelrechten Straßenverkehr mit immer wechselnden Fahrern, die alle Staatseigentum beziehungsweise Geldempfänger des Innenministeriums waren. So konnten wir damit rechnen, daß auf einen Pfiff mindestens sechs Leute in Sekunden zur Stelle waren.

Schwieriger war es, die unmittelbare Leibwache für MacModen und Stenton anzubringen. Shine hatte ja zwar seine beiden Gardisten, aber einmal hielt ich nicht

viel von ihnen, und zum anderen hatten wir ihnen die Pistolen abgenommen. Wir mußten zunächst darauf verzichten, sie direkt zu schützen, wir konnten es nur so einrichten, daß mindestens einer von unseren Leuten in der Nähe war, wenn sie das Haus verließen. So schien alles in Ordnung zu sein. Die Falle war gestellt, und nun konnten wir nur darauf warten, ob der Killer hineintappte.

Ich hatte mich drei Tage lang mit dem Organisationsplan der Überwachung beschäftigt und war gerade so weit damit fertig, daß ich daran denken konnte, mich selber in die Geschehnisse wieder einzuschalten, als ich Besuch erhielt.

Es war gegen fünf Uhr nachmittags, als Lush Baker sich bei mir melden ließ. Ich ließ ihn sofort in mein Büro bitten.

Er saß mir gegenüber mit seinem Steingesicht und fiel gleich mit der Tür ins Haus.

„Ich höre, daß Stenton Shine gefaßt, aber nach ein paar Stunden wieder freigelassen wurde.“

„Leider,“ antwortete ich, „er gestand nichts, und wir konnten ihm nichts beweisen.“

„Wollen Sie sagen, Goodman und Firestone und ihre Leute hätten dichtgehalten?“

„Genau das. Sie rechnen damit, daß Shine sie herausschaut, und es sieht so aus, als hätte er die Absicht. Die von ihm bezahlten Anwälte rennen den Richtern die Bude ein. Ich fürchte, sie kriegen es noch fertig, daß die Kerle gegen Kautionsfreigelassen werden.“

Sein schmaler Mund wurde zu einem Strich.

„Sie und Ihre Leute haben doch selber gesehen, daß Shine dabei war und auf mich geschossen hat. Sie können doch gegen ihn aussagen.“

„Irrtum, Baker. Es steht mit ziemlicher Sicherheit fest, daß vom roten Cadillac aus nicht auf Sie geschossen wurde, und keiner von uns hat die Leute erkannt, die blitzschnell aus dem Wagen sprangen und sich dahinter verkrochen. Selbstverständlich bin ich der Meinung, daß das Shine und seine beiden Trabanten waren, aber ich weiß es nicht so genau, daß ich es beschwören könnte.“

„Es war Shines Wagen,“ sagte er, und eine Spur von Ungeduld erschien in seinem sonst so unbeweglichen Gesicht.

„In Ordnung, bringen Sie mir Leute, die bezeugen, daß Shine einen solchen Wagen besitzt, und ich werde ihn wieder verhaften lassen,“ sagte ich kaltblütig.

Er zögerte einen Augenblick, dann antwortete er: „Ich kann es bezeugen.“

Ich lächelte mitleidig. „Sie? Und Shine läßt zwei Dutzend Leute antanzen, die beschwören, nie einen roten Cadillac in seinem Besitz gesehen zu haben, und er verleumdet Sie beim Gericht. Sie wollten ihn nur aus Konkurrenzgründen ans Messer liefern. Das ist sinnlos.“

„Sie wissen genau, daß es keinen Zeugen gegen Stenton Shine in der Bowery gibt, seitdem er wieder unangetastet an der Macht zu sitzen scheint.“

Ich zuckte mit den Schultern. „Leider haben Sie recht.“

„Sie werden nichts dagegen tun?“ fragte er.

„Wo denken Sie hin, Baker? Natürlich bemühen wir uns, Shine an der Krawatte zu packen. Wir tun alles, um Goodman und Firestone endlich das Geständnis seiner Mittäterschaft zu entreißen, aber es sieht so aus, als wären ihre Lippen verklebt. Außerdem funken uns diese elenden, von Shine bezahlten Rechtsanwälte

dauernd dazwischen. Immer steht solch ein Kerl im Hintergrund und erhebt Einspruch gegen die gestellten Fragen.“

Ich flunkerte ihm einiges vor. Ich hatte heute morgen eine Mitteilung des Untersuchungsrichters erhalten, daß Shines Konkurrenten der Geduldfaden gerissen war, als sie nichts von seinem Eingreifen spürten. Sie hatten ihn beschuldigt. Ich konnte jetzt Shine in jedem Augenblick verhaften, in dem ich es wünschte.

Lush Baker stand auf. „Ich werde mich bemühen, Zeugen zu finden,“ sagte er und verabschiedete sich knapp.

Ich stützte das Gesicht in die Hand und starrte lange die Tür an, durch die er hinausgegangen war. Entweder hatte dieser Bursche ein relativ reines Gewissen, oder er hatte eben einen großen Fehler gemacht.

Ich dachte noch darüber nach, als das Telefon schrillte. Ich nahm ab und meldete mich. Trown war am Apparat. Ich hatte den Journalisten die ganze Zeit über nicht gesehen.

„Sind Sie es, Cotton?“ fragte er. Ich hörte seiner Stimme an, daß er eine große Neuigkeit auf dem Kasten hatte. „Cotton, soll ich Ihnen den Namen des Killers nennen? Wollen Sie wissen, wer Ihre Boxer umgebracht hat? Soll ich es Ihnen sagen, oder wollen Sie es lieber morgen in der Zeitung lesen?“

„Wenn Sie irgend etwas in Ihrer Zeitung schreiben, bringe ich Sie um,“ verhiess ich ihm. „Und jetzt überlegen Sie mal genau, bevor Sie Ihre Rede fortsetzen. Wissen Sie wirklich, wer der Killer ist?“

Er war so verblüfft, daß eine halbe Minute lang Schweigen in der Leitung herrschte. Dann sagte er: „Nun ja, ich denke, ich weiß es. Es hat mit der Laufbahn von Lush Baker zu tun. Wissen Sie, als was er angefangen hat? Er war Gehilfe in der Ringecke, wenn Kämpfe stattfanden. Sie wissen, so ein Mann, der mit dem Handtuch wedelt, die Boxer abreibt. Kein Trainer und auch kein Manager, beileibe nicht. Nur so ein Handlanger, und er spielte diese Handlangerrolle bei siebzehn Kämpfen in der Ecke von Cross Crower.“

„Kommen Sie her. Ich denke, Sie haben noch andere interessante Einzelheiten,“ sagte ich und legte den Hörer auf.

Trowns Nachricht war mir ins Blut gefahren. Ich stand auf und ging im Zimmer auf und ab. Ich hatte das Gefühl eines Mannes, der einen Tiger fangen will und seine Falle einfach mitten in den Urwald gestellt hat. Und nun hört er urplötzlich, daß genau an der Stelle, an der er seine Falle auf gut Glück aufgebaut hat, die Tatzenabdrücke eines großen Tigers gesehen worden sind.

Trown betrat eine Viertelstunde nach seinem Anruf mein Büro. Er schwenkte einige Papierblätter in der Hand.

„Ich habe alles herausbekommen,“ sagte er. „Ich wollte so genau sein wie Ihr Kollege Sherlock, aber ich fürchte, meine journalistische Feder ist mit mir durchgegangen.“

Tatsächlich, sie war es. Ich merkte das, als ich die Blätter zu lesen begann. Trown berichtete über die einfachsten Tatsachen, als käme ihnen die größte Bedeutung zu.

Nach Trowns Bericht war, wenn man die schmückenden Zutaten fortließ, Lush Baker kein gerade überragender Mann gewesen.

Er stammte aus kleinsten Verhältnissen, hatte selbst versucht, im Ring Geld zu verdienen, es aber sehr rasch wieder aufgegeben. Dann hatte er eine Menge Gelegenheitsarbeit getan, Arbeiten, die kaum mit fünfzig Cent die Stunde bezahlt wurden. Und nun plötzlich wagte er es, den Großen im Boxgeschäft Paroli zu bieten. Es war etwas dran an diesem Lush Baker, daß er sich so im Handumdrehen mauerte.

Trown sah mich erwartungsvoll an, als ich seinen Bericht zu Ende gelesen hatte.

„Interessant, Robby,“ sagte ich, „aber es beweist noch nichts. Ich habe Ihnen versprochen, Sie würden die Verhaftung des Killers miterleben. Es tut mir leid, aber ich werde mein Versprechen wahrscheinlich nicht halten können.“

In der Nacht nach diesem Tag begab sich ein Mann in die 115. Straße. Die Bowery schien zu dieser späten Stunde ausgestorben. Der Mann betrat das Haus Nummer 13, dessen Tür nicht einmal verschlossen war. Sicherlich sahen viele Augen, wie der Mann die Tür öffnete, aber kein Polizist piff Alarm, kein G-man kam aus seinem Versteck hervor. Kein Wunder, denn dieser Mann war ich.

Ich ging in die erste Etage hinauf und betrat Stenton Shines Wohnung. Er war noch auf den Beinen, und in seiner Art, mich zu begrüßen, lag so etwas wie Erleichterung.

„Ich habe die Couch im Wohnzimmer für Sie richten lassen,“ sagte er.

„Tut mir leid, Shine,“ antwortete ich. „Ich werde Ihr Schlafzimmer benutzen. Sie werden auf eine der Dachkammern ziehen. Sicherlich etwas spartanischer als Ihre bisherige Schlafgelegenheit, aber Sie gewöhnen sich auf diese Weise an die Gefängniszelle.“

Er schnitt ein saures Gesicht, aber er hatte es sich abgewöhnt, zu widersprechen.

Ich instruierte ihn noch einmal genau, was er zu tun hatte. Er mußte sich am Tag ein- oder zweimal auf der Straße sehen lassen, ansonsten sollte er sich möglichst wenig aus seiner Mansarde rühren.

„Und dann hoffe ich,“ schloß ich meine Ausführungen, „wird der Killer sich eines Tages entschließen, Sie in Ihrer Wohnung aufzusuchen und wird mich finden.“

Tja, von dieser Nacht an ging mit dem G-man Jerry Cotton eine merkwürdige Verwandlung vor. Er wurde zu einem der Großen im Boxgeschäft, und er arbeitete genau mit den Methoden, die Stenton Shine oder John Goodman in ihrer bisherigen Praxis angewandt hatten.

Lush Baker hatte sich drei junge Leute geangelt, die in seiner Sportschule trainierten. Eines Abends zogen Stenton Shines Leute aus, die jetzt von mir kommandiert wurden, und verwalkten die drei Sportsfreunde beträchtlich. Lush Baker hatte den zerstörten Zaun um sein Gelände neu errichtet. In einer Nacht wurde er mit Drahtscheren völlig zerfetzt.

Lush Baker versuchte, die herrenlosen Boxer aus Goodmans und Firestones Schulen für sich zu keilen, aber sie hatten längst günstige Verträge bei Stenton Shine unterschrieben.

Das alles geschah auf meine Veranlassung, aber im Namen von Stenton Shine, und Baker mußte den Eindruck haben, daß Shine, da es nun mit Gewalt nicht

mehr zu machen war, ihm auf die kalte Weise das Wasser abgrub. Wenn dieser Lush Baker die Morde begangen hatte, dann mußte er erneut zu diesem Mittel greifen, um seinen letzten und größten Konkurrenten aus dem Wege zu räumen.

Ich hockte in Stenton Shines Wohnung herum und dachte darüber nach, was ich Lush Baker noch antun könnte, und hatte ich etwas gefunden, dann ließ ich Shine aus seiner Dachkammer kommen, und er mußte meine Ideen in die Tat umsetzen, sofern ich es nicht vorzog, das FBI direkt mit Bakers Ärger zu beauftragen. Es dauerte keine Woche, da hatten wir ihn klein. Sein Laden war tot. Stenton Shines Stern strahlte allgewaltig über der Bowery, und es gab nur noch ein Mittel, ihn zum Erlöschen zu bringen: die Gewalt.

Der Mann, dessen Name in der Bowery ehrfurchtsvoll geflüstert wurde, hockte unter dem Dach seines eigenen Hauses und wartete darauf, daß er vor den Richter zitiert wurde.

Ein FBI-Mann—ich—saß in seinem Arbeitsraum, spielte tagsüber mit seinen ehemaligen Leibgardisten Poker und legte sich abends in sein Bett.

Grundsätzlich lief alles so, wie ich es geplant hatte, und trotzdem verging Tag um Tag, ohne daß das eintrat, was ich mir wünschte: der Angriff des Killers auf Stenton Shine.

Ich tat alles, um dem Killer den Weg zu mir zu ebnen. Shines ehemalige Leibgardisten wurden jeden Abend nach Hause geschickt. Die Haustür zu öffnen war ein Kinderspiel. Ich schloß grundsätzlich kein Fenster, und das Gewirr der Hinterhöfe, in das die rückwärtigen Fenster von Shines Wohnung blickten, bot eine Unmasse von Gelegenheiten, an das Haus heranzukommen. Die Feuerleitern waren darüber hin aus ein bequemer Weg in die Wohnung selbst.

Acht Tage lang schlief ich auf Shines Bett, ohne den Anzug auszuziehen und ohne den .38er aus der Halfter zu nehmen.

Ich schlief manchmal ein, wurde wieder wach, schlief ein. Nichts. Ich glaubte viermal jede Nacht, ein Geräusch gehört zu haben und mußte viermal einsehen, mich getäuscht zu haben. Der Zustand ging mehr an die Nerven als eine handfeste Schlägerei.

Ich telefonierte mit Phil, und er war dafür, es aufzugeben. Ich hängte noch eine Frist von fünf Tagen an. Von diesen fünf Tagen gingen drei vorüber, ohne daß etwas geschah.

In der vierten Nacht lag ich lange wach, schlief aber um zwei Uhr morgens ungefähr ein. Eine Stunde später war ich wieder wach.

Ich habe mich später oft selbst gefragt, wieso ich eigentlich rechtzeitig wach wurde. Es war doch eigentlich ein höllischer Leichtsinn, sich in ein Bett zu legen und zehn Nächte lang auf einen Mörder zu warten, dem ich noch selbst Tür und Tor geöffnet hatte. Wer garantierte mir dafür, daß ich rechtzeitig aufwachte, bevor er mich in den endgültigen Schlummer befördert hatte?

Glauben Sie mir, es war gar nicht so leichtsinnig, wie es auf den ersten Blick ausgesehen haben mag. Ich schlafe im allgemeinen wie eine Ratte, aber das nur, wenn ich weiß, daß mit Sicherheit nichts passiert. Ein Mann, der das Jagen von Verbrechern zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, kann sich doch ein wenig auf seine Sinne verlassen. Das ist, als wäre ein Hebel umgelegt, und der ganze Organismus stünde auf „Alarm!“. Kurz und gut, hören Sie, wenn ich hinter irgend et-

was her bin, dann kann ich ruhig einschlafen, ich würde von dem Husten einer Fliege wach werden.

Ein Fliegenhusten war es nicht, das mich weckte. Es war ein Geräusch, vielleicht ein Knarren der Diele, vielleicht ein Schaben an der Wand, vielleicht ein stärkeres Rauschen der vorgezogenen Portieren vor den offenen Fenstern.

Das ist das erste, wenn man glaubt, jemand wäre im Zimmer: weiteratmen, genauso weiteratmen wie bisher. Die Sinne des Gegners sind mindestens so scharf wie die eigenen. Die kleinste Veränderung im Atemrhythmus kann ihn stutzig machen.

Völlig unbeweglich lag ich unter der leichten Steppdecke und atmete, aber ich lauschte so angestrengt, daß ich fast behaupten möchte, meine Ohren standen aufrecht wie die eines Hundes. Natürlich konnte es sein, daß ich mich wieder, wie schon sooft, geirrt hatte und eine Katze auf den Dächern für einen vielfachen Mörder hielt, aber ich ließ mich von den vorhergehenden Mißerfolgen nicht entmutigen und war so wach wie beim erstenmal.

Ich hörte das Ticken meiner Armbanduhr. Von ganz fern schlug eine Uhr. Irgendwo brummte ein Automotor auf und erstarb, und zwischendurch herrschte eine absolute Stille. Das alles war nichts, und schon streckte ich mich und dachte, daß ich mich zum zigstenmal geirrt hatte, als ich, deutlich jetzt, hörte, wie sich die schweren Samtvorhänge vor dem Fenster bewegten.

Shine hatte vor seinen Fenstern Vorhänge anbringen lassen, die bis zur Erde reichten. Die Fenster gingen nach außen auf, so daß man diese Vorhänge ganz zuziehen konnte. Obwohl ich sonst für viel frische Luft bin, zog ich diese Vorhänge jeden Abend zu, weil Shine es ebenfalls tat. Manchmal bewegten sie sich im Luftzug des Fensters, und ihr Saum schleifte über den Boden. Ich war schon öfter durch dieses Geräusch genarrt worden. Heute war dieses schwache Schleifen anders. Beileibe nicht lauter, auch nicht länger, aber anders.

Millimeterweise hob ich meine rechte Hand zur Brust hoch, um an den Revolver zu gelangen. Immer noch atmete ich dabei regelmäßig wie ein Schlafender. Ich dachte daran, daß mein eigener Atem mich vielleicht das nächste, entscheidende Geräusch überhören lassen würde. Außerdem dröhnte mir das Klopfen des eigenen Herzens in den Ohren Ich bekam den Griff des .38ers zu fassen. So langsam, wie ich die Hand hochgebracht hatte, so langsam und vorsichtig zog ich die Waffe aus der Halfter. Mir kam es vor, als ob es Stunden dauerte.

Ich hatte den Revolver vielleicht zur Hälfte herausgezogen, als ich deutlich hörte, wie sich der Vorhang zur Seite bewegte. Ich vernahm das Schlagen des Stoffes und das leise Zischen einiger Ringe, die sich auf der Tragegestange verschoben. Ich dachte noch: Erst die Nachttischlampe anknipsen oder erst die Kanone ganz in die Hand?, als mir plötzlich ein greller Schein ins Gesicht und in die offenen Augen schoß: der Strahl einer Taschenlampe.

Ich hörte einen Ausruf der Überraschung, einen Laut, der zwischen Erschrecken und Zorn schwankte.

Es ist eigentlich sinnlos, Ihnen die nächsten zwei Sekunden als Zeitablauf zu schildern. Es geschah alles gleichzeitig. Der Strahl der Taschenlampe schoß mir ins Gesicht, ich wälzte mich nach rechts aus dem Bett hinaus, der Laut des Eingedrungenen ertönte, dann warf sich ein Körper auf die Stelle, an der ich eben noch gelegen hatte, und etwas schlug dumpf und doch wuchtig in das Kopfkissen,

und ich denke, dieser eine Schlag traf ziemlich genau den Punkt, auf dem mein Kopf geruht hatte.

Weich in der Schulter, rollte ich mich in der gleichen Bewegung, die mich aus dem Bett gerettet hatte, auf die Füße, und jetzt hielt ich den .38er in der Hand. Das schwere Atmen eines Menschen stand im Raum. Ich schlich zum Lichtschalter, fand ihn, drehte. Licht flutete in den Raum. Neben dem Bett stand ein Mann, dessen Brust flog und der mich aus wilden, flackernden Augen anstarrte. Kein Zweifel, ich stand dem Boxer-Killer Auge in Auge gegenüber.

Kein Zweifel? Glauben Sie mir, es war der Bruchteil einer Sekunde, in dem ich doch zweifelte. Denn der Mann dort neben dem Bett war dieser komische alte Mann, den ich flüchtig in Lush Bakers Sporthalle gesehen hatte. Ich kam nicht einmal sofort auf den Namen, und beinahe hätte ich ausgerufen: Was machen Sie denn hier?

Dann aber fiel mein Blick auf seine Hände, und nun gab es wirklich keinen Zweifel mehr daran, daß ich dem Killer gegenüberstand. In der linken Hand hielt er noch die brennende Taschenlampe, aber die rechte steckte in einem Ding, das eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Boxhandschuh hatte. Es war aus Leder, es bedeckte die ganze Faust, es war auch gepolstert, aber die Rückseite war ganz mit Metallplatten beschlagen, und über den Knöcheln befanden sich drei fingerlange, gelblich schimmernde Metalldomen.

Wohl eine Sekunde lang starrte ich auf dieses merkwürdige Ding an der Hand des Mannes. Blitzartig tauchte vor meinem Geist wieder der Text jenes Artikels in einer längst nicht mehr aktuellen Zeitung auf, in dem der Schreiber von der Mordfaust des Cross Crower gesprochen hatte. Die Mordfaust, hier war sie, an der Hand eines alten Mannes, und jetzt fiel mir auch der Name ein, wenigstens der Name, den Lush Baker uns genannt hatte: Webb Stumpton.

Ich hob den .38er ein wenig an und sagte: „Nehmen Sie die Hände hoch, Stumpton.“

Er duckte sich und kam näher, er krümmte den Rücken dabei wie ein anschleichendes Tier. Ich blickte noch einmal in seine Augen. Sie glitzerten, waren wild und böse, und trotzdem waren sie völlig ohne Blick. Der Mann war wahnsinnig, restlos verrückt. Es hatte keinen Zweck, auf ihn einzureden.

Ich zielte auf seine Schulter und zog durch. Er war ein alter Mann und kein ernsthafter Gegner, aber wenn ich mir nur einen schwachen Hieb mit dem Ding an seiner Rechten einfing, konnte es übel ausgehen. Mir hing die ganze Geschichte zum Hals heraus, und ich wollte jetzt endlich damit fertig werden.

Der Hahn meines ,38ers klackte, aber das war alles, was passierte. Kein Schuß löste sich. Im allgemeinen sind die Waffen des FBI das Zuverlässigste, was es gibt, und es passiert unter hunderttausend Fällen einmal, daß eine von unseren Kanonen versagt. Heute, in diesem Augenblick, passierte es.

Der Alte rückte näher, war fast schon in Reichweite. Ich zog am Abzug. Nichts. Wütend warf ich den .38er in die Ecke. Ich mußte die Hände frei haben, mußte seinen Hieb abfangen. Es kam alles darauf an, seinen Schlägen auszuweichen. Ich konnte es mir nicht leisten, abzublocken. Selbst ein Treffer auf den Oberarm hätte mir wahrscheinlich den Schulterknochen gebrochen.

Er holte zum ersten Schlag aus. Es wirkte ungeschickt und fast ein wenig lächerlich. Ich sprang einen Schritt zurück. Der Hieb pfiß ins Leere. Er schlug sofort

nach, aber ich tanzte vor ihm weg, und er traf mich nicht. Ich lauerte auf die Gelegenheit, ihn zu unterlaufen. Noch zweimal schlug er, dann preschte ich vor, erwischte sein rechtes Handgelenk und riß ihm den Arm nach hinten.

Es war erstaunlich viel Kraft in ihm. Er setzte meinem Angriff allen Widerstand entgegen, zu dem er fähig war, aber ich hielt sein Handgelenk fest und drehte es langsam weiter und weiter. Ich hörte ihn keuchen und sah seine irrsinnigen Augen ganz dicht vor mir. Seine noch erhobene Hand drehte sich nach unten, die geballten Finger öffneten sich, und jetzt glitt das Ding, die Mordfaust, von seiner Hand herunter und fiel mit einem klirrenden Geräusch zu Boden.

Es war, als rinne Stumpton in diesem Augenblick alle Kraft aus. Der Mann fiel zusammen wie Schaum. Er sackte ganz plötzlich in die Knie, stürzte nach vorn. Ich ließ seine Hand los, und er streckte sich auf dem Boden.

Mit einem Fußtritt feuerte ich das Ding, das er an seiner Hand getragen hatte, dieses verrückteste Mordinstrument, in die nächste Ecke. Ich ging zu meinem .38er und hob ihn auf, zog das Magazin heraus und öffnete das Schloß. Die Kugel im Lauf lag schief. Ich brachte das in Ordnung. Ich bückte mich auch zur Taschenlampe, und dann kümmerte ich mich wieder um Webb Stumpton.

In mir war eine ganze Menge Wut. Ich fühlte nicht die Freude, die ich sonst nach getaner Arbeit kenne. Ich war ausgezogen, um einen wilden Mörder zu fangen, einen bössartigen Killer, und nun entpuppte sich dieser Mörder als ein alter Mann, der in mir so etwas wie Mitleid erweckte und doch ein abscheulicher Verbrecher war.

„Steh auf, Stumpton!“ befahl ich.

Er lag immer noch wie ausgelöscht auf dem Boden, aber jetzt gehorchte er, richtete sich hoch, erst auf die Knie, dann in den Stand. Er sah mich mit einem Blick an, in dem alles Wilde erloschen war.

„Geh dort hinein!“ sagte ich und wies auf die Tür zum Wohnzimmer.

Er drehte sich auch um, aber dann plötzlich rannte er los, auf das Fenster zu.

„Stehenbleiben!“ schrie ich und setzte ihm nach.

Es waren nur wenige Schritte bis zum Fenster. Ich griff nach ihm, als er den Vorhang erreicht hatte, aber dann schlug der Vorhang zurück und geriet mir zwischen die Finger.

Ich schleuderte ihn zur Seite, stürzte vor. Webb Stumpton stand auf der Fensterbank, setzte den Fuß auf die oberste Sprosse der Feuerleiter. Ich warf mich nach vorn und griff nach ihm, aber noch bevor meine Finger ihn berührten, fiel er nach rückwärts.

Er fiel so schnell und ganz lautlos, als habe die Dunkelheit des Hinterhofes ihn auf gesaugt. Er schrie nicht, und nur ein einziges dumpfes, schmetterndes Geräusch beendete diesen Sturz. Ich riß die Taschenlampe aus der Hosentasche, in die ich sie gesteckt hatte, drückte den Knopf und richtete den Strahl nach unten in den dunklen Hof.

Das Lichtbündel riß die reglose Gestalt des Gestürzten aus der Nacht. Daneben stand ein Mann, der sein Gesicht nach oben drehte, als das Licht ihn traf, und dieser Mann war Lush Baker.

Er griff in die Tasche, riß eine Waffe heraus und schoß nach mir. Der Knall des Schusses peitschte gellend durch die nächtliche Stille. Er zielte nicht einmal schlecht. Die Kugel riß ein Stück des Verputzes vom Fensterrand.

Er feuerte noch drei Schüsse hinterher, und ich mußte in Deckung gehen, denn mein Licht verriet ihm zu genau, wo ich stand.

Ich sprang zur Seite, hob die Hand mit dem .38er und zog durch. Diesmal knallte es, aber er lief schon, und ich verfehlte ihn. Ich sah, wie er in einen Kellergang zwischen zwei Mülltonnen rutschte.

Schon Bakers erster Schuß hatte einiges ausgelöst, aber jetzt erst drangen diese Geräusche in mein Bewußtsein. Polizeipfeifen schrillten, Füße trappten, die ersten Sirenen heulten. Schon jagte ein Mann die Treppe herauf, öffnete mit seinem Schlüssel die Wohnungstür, stand heftig atmend neben mir. Es war der Kollege, der den Friseurladen übernommen hatte.

„Was ist los, Cotton?“ fragte er keuchend.

„Da liegt er,“ antwortete ich und ließ den Strahl der Taschenlampe über das reglose Bündel Kleider auf dem Steinpflaster des Hofes gleiten. „Der andere steckt dort!“ Ich schwenkte den Schein ab zu dem Kellereingang zwischen den Mülltonnen.

„Dort kommt er nicht heraus!“ sagte der Kollege. „Der Weg führt nur zur 117. Straße, und dort sind Freders und Bane auf dem Posten.“

Als hätte sein Satz ein Stichwort enthalten, so peitschten zwei Schüsse von der anderen Seite, und wir hörten eine Stimme rufen: „Kommen Sie heraus!“

„Gefangen,“ sagte der Beamte an meiner Seite. »Gefangen wie eine Ratte in der Falle!«

Ich sah eine Bewegung zwischen den Mülltonnen und tat ein wenig den Kopf zur Seite.

„Ich glaube, da ist er,“ sagte ich. Im nächsten Augenblick tauchte Lush Baker zwischen den Tonnen auf und raste über den Hof.

Mein Kollege riß seine Waffe heraus, aber ich legte ihm die Hand auf den Arm.

„Laß,“ sagte ich. „Es ist zu Ende. Er hat keine Chance.“

Baker verschwand im Eingang eines Flures. Kurz darauf knallte es. Er war auf unsere Leute gestoßen.

Es wurde jetzt lebendig, sehr lebendig in den Häusern, die den Hinterhof umgaben. In allen Fenstern wurde Licht gemacht. Köpfe, bereit, jeden Augenblick zurückzuzucken, erschienen hinter den Gardinen. Irgendwer mußte das Hauptquartier alarmiert haben, denn immer neue Sirenen heulten heran. In Stenton Shines Wohnung wimmelte es bald von uniformierten Beamten und FBI-Männern. Auch Phil tauchte auf, und ich berichtete ihm mit wenigen Worten, was vorgefallen war.

Noch einmal rannte Lush Baker über den Hof und versuchte, einen Ausweg zu finden. Und wieder waren es Schüsse, die ihn zurücktrieben.

Eine Dreiviertelstunde mochte vergangen sein, seitdem Webb Stumpton sich ins Schlafzimmer geschlichen hatte. Der Ring von Polizisten um den Gebäudekomplex hatte sich verstärkt. Ich gab einen Befehl. Sie holten Akkuscheinwerfer und stellten sie an die Fenster.

Es war ruhig geworden. Im Augenblick wußte niemand, wo sich Lush Baker befand. Er mochte unten irgendwo zwischen dem Gerümpel stecken, das in Massen auf dem Hof stand.

Es war an der Zeit, die Sache zu beenden. Ich richtete mich auf und rief: „Macht das Licht an!“

Aus vier Fenstern schossen Lichtbündel der starken Scheinwerfer, tauchten den schmutzigen und engen Hof in weißes Licht.

Ich wartete eine Minute lang. Dann rief ich: „Gib es auf, Lush. Wir haben dich umstellt. Drei Minuten für dich. Dann räuchern wir dich aus.“

Nichts rührte sich. Ich sah auf die Armbanduhr und wartete genau drei Minuten.

„Tränengas!“ rief ich.

Aus allen Häusern fielen die Bomben, platzten mit leisem Zischen. Weiße Schwaden wallten hoch, hüllten den Hof in einen dichten Nebel.

Minuten später hörten wir Husten, erst leises, dann krächzendes, verzweifertes Husten.

Und dann, immer gestoßen von dem verzweiferten Husten, war da Lush Bakers Stimme. „Ich ergebe mich. Holt mich heraus! Schießt nicht!“

„Wirf deine Waffe weg!“ rief ich.

Wir hörten das Scheppern von Metall auf dem schlechten Steinpflaster des Hofes.

Ich gab ein Zeichen. Schemenhaft drangen aus den Häusern die Schatten von Polizisten mit Gasmasken. Sie tauchten unter in dem Nebel, verschwanden in dem weißen Dunst, tauchten wieder auf, zwischen sich einen von Husten gekrümmten Mann. Lush Baker, der die Morde des Boxer-Killers organisierte.

Ich wandte mich Phil zu. Er stand im Hintergrund des Zimmers und drehte einen Gegenstand in seinen Händen, einen Lederhandschuh, der mit Metallspitzen beschlagen war, die wie die Eckzähne eines Tigers aussahen.

Tja, mir bleibt nur noch, das Ende nachzutragen, oder richtiger, den Anfang. Es war nicht schwer, aus Lush Baker herauszubekommen, wie sich alles abgespielt hatte. Er war völlig gebrochen und beantwortete jede Frage, wenn wir ihm nur eine Zigarette gaben.

Es gab noch eine kleine Sensation, und sie drehte sich um Webb Stumpton, jenen alten Mann, der die Morde begangen hatte.

Amerikas Ärzte stürzten sich auf den Fall, und es erschienen in allen Zeitungen eine Menge von Fachwörtern, die seinen speziellen Zustand von Verrücktheit bezeichnen sollten, aber Webb Stumpton war das ganz gleich. Er hatte sich zu Tode gestürzt. Und jetzt auf einmal erinnerten sich sämtliche Sportzeitungen, daß Webb Stumpton vor dreißig Jahren ein Mann gewesen war, der Beachtliches im Boxen geleistet hatte. Ganz bis zur Spitze war er nie gedrungen, und so hatte man ihn vergessen, als es mit ihm zu Ende ging.

Eines Tages traf er in der Bowery Cross Crower. Er betreute den Jungen. Er zeigte ihm alles, was er vom Boxen verstand. Webb fristete sein Leben mit Gelegenheitsarbeit, aber er hängte sein ganzes Herz an Cross Crower. Wahrscheinlich überschätzte er die Fähigkeiten des Jungen gewaltig. Er hielt ihn für den größten Boxer aller Zeiten. Er saß mit bebenden Knien auf einem schlechten Platz, wenn Cross im Ring stand. Er jubelte über jeden Sieg, und er gab Ringrichtern und Gegnern die Schuld, wenn Crower verlor. Wahrscheinlich war er damals schon nicht mehr ganz richtig im Kopf.

Dann fiel Crower dem Verkehrsunfall zum Opfer, und Webb Stumpton mußte alle seine Hoffnungen mit ihm begraben.

Keiner vermochte mehr zu sagen, was dann eines Tages in seinem Gehirn passierte. Aus einem dreckigen Loch in der Bowery, in dem er hauste, zog er aus, um Crows Niederlagen zu rächen. Er kannte jeden Gegner, dem der Junge, sein Idol, je gegenübergestanden hatte, und er wußte sie zu finden.

Selbst Baker konnte nicht sagen, wie er sich an Al Yersey und all die anderen herangemacht hatte. Vielleicht hatten sie Mitleid mit ihm. Bestimmt hatte ihn Laraby Pat aus diesem Grunde in seinem Wagen mitgenommen. Yersey mochte betrunken gewesen sein, und Ghose und Putty überraschte er in ihren Wohnungen.

Die Tat an „Panther“ Al Yersey verübte Stumpton noch nicht unter dem Einfluß von Baker. Auch Goody Ghose brachte er aus seinem seltsamen Rachebedürfnis heraus um.

Aber zwischen diesem und dem Mord an Laraby Pat war Lush Bakers große Stunde.

Baker hatte natürlich von den beiden Morden erfahren, und er verfiel auf den Gedanken, daß Webb Stumpton der Täter sein könnte. Er kannte den verrückten Alten aus jener Zeit, da er Gehilfe in Cross Crows Ecke gewesen war, und er machte sich auf den Weg, ihn zu finden. Vielleicht wollte er ihn anfangs nur der Polizei übergeben, aber als er Stumpton fand, als er sah, daß er eigentlich keinen verrückten Eindruck machte, da ließ er es darauf ankommen und probierte es aus, ob Stumpton als ein williges Werkzeug zu gebrauchen sei. Er flüsterte ihm ein, daß er unbedingt als nächstes Opfer Laraby Pat töten müßte. In Webbs krankem Gehirn fand diese Einflüsterung Platz. Er fand Pat, und er tötete ihn.

Lush Baker wagte es. Er drängte sich ins Boxgeschäft. Er ließ es darauf ankommen, denn er hatte eine bessere Waffe, als Shines und Goodmans und Firestones Leibgarden es waren. Er hatte einen Mann, der bedenkenlos jeden töten würde, wenn Baker ihm nur einredete, der Mann sei am Untergang Cross Crows schuld.

Natürlich fragten wir, warum er den Wahnsinnigen nicht sofort gegen Shine und die anderen gehetzt hatte. Die drei Boxzaren wären längst tot gewesen, wenn Stumpton nicht eines Tages aus Bakers Wohnung verschwunden wäre. Aus irgendeinem Grunde riß er Baker aus, tauchte in der Bowery unter, und bevor Baker ihn wiederfand, hatte er die beiden Morde an Harlow Putty und dem armen Lewis Neston begangen. Baker konnte es nur recht sein. Um so weniger Verdacht würde auf ihn fallen.

Dann passierte all das, was ich Ihnen berichtet habe. Baker sah sich am Ziel seiner Wünsche, als er uns den Grund geliefert hatte, seine Konkurrenten hinter die Gitter zu bringen, und er war grimmig enttäuscht, als Stenton Shine mit einem blauen Auge davonzukommen schien. Er fühlte, wie seine Position zu wackeln begann, die er eben noch so gefestigt glaubte. Wer weiß, wie viele Stunden er neben dem Wahnsinnigen saß und ihm immer wieder den einen Namen vorflüsterte: Stenton Shine. Stenton Shine ist schuld, daß Cross Crower nichts wurde. Du mußt Cross an ihm rächen.

Baker selbst kundschaftete die Möglichkeiten aus. Ihm war nicht sehr wohl. Er wußte, wir, das FBI, waren ihm auf der Spur. Dieser Mord, der letzte Mord des Boxer-Killers, durfte nicht schiefgehen. Baker selbst gestand uns, daß es der letzte Mord gewesen wäre. Er hatte die Absicht, Stumpton zu beseitigen, wenn die Tat gelungen war.

Er führte den Wahnsinnigen in den Hinterhof, zeigte ihm die Leiter, schickte ihn hinauf. Den Kopf in den Nacken gelegt, wartete er darauf, daß Webb Stumpton zurückkommen würde mit jenem irren, aber befriedigten Lächeln um den dürren Mund, wenn er wieder eine von Cross Crows Niederlagen ausgebügelt zu haben glaubte.

Baker stand noch unten, als ich längst mit dem Alten kämpfte. Die dichten Vorhänge verhinderten, daß er sah, wie oben Licht gemacht wurde, und schließlich kehrte Stumpton zurück zu dem Mann, der ihn ausgeschickt hatte, aber er kam zurück als ein Toter.

Es gibt ein Gesetz in unserem Land, ein Gesetz, das ich für richtig und gut halte. Es hört sich an wie eine algebraische Formel. Anstiftung zum Mord ist gleich Mord. Es war ein trüber, regnerischer Tag, als Lush Baker zu lebenslänglich verurteilt wurde.

Und die anderen? Sie bekamen von den Richtern einige saftige Sachen verpaßt. Goodman, Firestone und Shine schickten sie auf dreißig Jahre ins Zuchthaus, und ihre Helfershelfer kamen auch nicht gerade billig davon. Ich glaube, sie alle zusammen waren die größte Fuhre Unrat, die je aus der Bowery hinausgefahren worden ist.

Ich erhielt eines Tages Besuch von Robert Trown. In seiner Begleitung befand sich ein Mann, der mit einer Menge Apparaturen behängt war. Sie drangen einfach in meine Wohnung, und bevor ich mich noch aus meinem Sessel erhoben hatte, hatten sie mich schon ein paarmal geblitzt, und zwar so, wie ich dasaß, Zigarette im Mund, Whiskyglas in der Hand, Beine auf dem Tisch.

Trown drang sofort auf mich ein. Er schwenkte ein Bündel Blätter in der Hand und rief: „Lesen Sie es, Cotton. Morgen wird es gedruckt. Ich habe eine gute Schlagzeile gefunden:“

FBI säubert amerikanischen Sport

Ich las mir den Schrieb durch. Junge, Junge, was wurde uns darin die Sahne um den Bart gestrichen. Ich las es bis zu Ende, obwohl es mir schwerfiel.

Dann stand ich auf, fragte höflich: „Sie gestatten?“ und riß den ganzen Quatsch in Fetzen.

„Hel!“ sagte Trown ziemlich fassungslos.

„Nichts gegen Ihre Art zu schreiben,“ antwortete ich, „aber vielleicht muß ich morgen das amerikanische Finanzwesen vom Falschgeld säubern oder die amerikanische Atomforschung von Spionen oder das amerikanische Geschäftsleben vom Rauschgifthandel, und leider ist es so, Trown, daß mir meine Lorbeeren für die Säuberung des Sports die Erringung weiterer Lorbeeren erschweren könnten, wenn Sie es in Ihrer Zeitung breittreten.“ Ich wandte mich an den Fotografen. „Den Film, bitte,“ sagte ich.

Er rückte ihn mit traurigem Gesicht heraus.

„Sie sollten sich gegen eine Belohnung, die Sie verdient haben, nicht sträuben,“ maulte der Journalist.

Ich zuckte mit den Schultern. „Das Innenministerium hat mein Gehalt um zwanzig Dollar die Woche erhöht,“ sagte ich.

